

Metallarbeiter

Wochenschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 31

Duisburg, den 30. Juli 1927

28. Jahrgang

Ketteler und die Forderungen an unsere Zeit

In diesen Tagen begehen wir den 50. Todestag des großen sozialen Bischofs Wilhelm Emanuel von Ketteler.

Wie die Weltgeschichte, so ist auch die Geschichte unserer sozialen Bewegung eine Geschichte der Persönlichkeiten. Eine der markantesten ist die Bischofsgestalt des Freiherrn von Ketteler, der der Führer des gesamten, sozialen deutschen Katholizismus der Neuzeit geworden ist. Er ist einer der größten Pfadfinder im sozialen Leben und der Wegbereiter christlicher Sozialpolitik überhaupt. Mit ihm begann und durch ihn in Deutschland eine neue Ära der sozialen Bewegung. Das war nur möglich durch die Kraft und Eigenart der Persönlichkeit Kettelers. Er war ein vorbildlicher Seelsorger, eine starke Priesterpersönlichkeit, die Brücken schlug zwischen Klerus und Volk, zwischen Religion und Leben, zwischen Gottesdienst und Arbeitsdienst. Alles, was er schrieb, schrieb er nicht als Wissenschaftler oder Gelehrter, sondern als Seelsorger. Deshalb sind seine Schriften keine Kathederweisheit, sondern aus dem Leben und für das Leben geschrieben. Deshalb sind seine Reden und Predigten nicht akademisch kühl und kalt, sondern kommen aus dem Herzen und gehen zu Herzen.

Besondere Dankbarkeit schuldet ihm die Arbeiterschaft, weil er gegenüber der sozialistischen Arbeiterbewegung der christlichen Arbeiterschaft eine sichere und grundsätzliche Wegweisung im Geiste des Christentums für eine soziale Neuordnung der Gesellschaft geboten hat. Vor allem sind es einige Punkte, die Ketteler klar herausstellte, und die für die christliche Arbeiterbewegung von außergewöhnlicher Bedeutung sind.

Das erste, was Ketteler seinerzeit immer wieder predigte, war, daß die Grundsätze des christlichen Sittengesetzes nicht bloß das Privatleben, sondern auch das Gesellschaftsleben der Menschen verpflichte, daß sie „bindend sind wie für die Ordnung des Staatswesens, so auch des Besitzes, der Erzeugung und der Verteilung der wirtschaftlichen Güter.“ Das ist eine alte Wahrheit, die aber den Parteigängern des damals herrschenden Liberalismus und des anwachsenden Sozialismus unverständlich erschien. Liberalismus und Sozialismus aus der gleichen geistigen Wurzel geboren, wollten Gott und sein Gesetz aus dem Mittelpunkt des Lebens entfernen und den autonomen, selbstherrlichen Menschen zum Mittelpunkt alles irdischen Seins und Handelns

machen. Gerade darin sahen sie die Möglichkeiten des modernen Fortschrittes. Aus diesen Gedankengängen heraus ist das Schlagwort „Religion ist Privatsache“ geboren. Aus dieser Häresie entwickelt sich die gewaltsame Scheidung von religiöser Weltanschauung und praktischer Lebensgestaltung, die unnatürliche Zerklüftung zwischen Gottesdienst und Weltarbeit, zwischen Glauben und Leben überhaupt. Ketteler aber erfaßte das Christentum als Tatreligion

die auf Lebensgestaltung hindrängt. Darum hat er es aus den Kirchenmauern hinausgetragen in den Alltag und das frisch pulsierende staatliche, wirtschaftliche und soziale Leben. Darum ist Ketteler in das Parlament gegangen, darum hat er seine sozialen Predigten gehalten, darum den ersten großen Arbeiterschutzantrag des Zentrums vorbereitet, darum hat er sich auch so unendlich viel Mühe gegeben, katholische Arbeitervereine zu schaffen, in denen das Christentum mit seinem Geist alle Lebens- und Berufsverhältnisse durchdringen sollte. Das liberale Manchesterium, das zumal in der frühkapitalistischen Periode im Wirtschaftsleben die schlimmsten Orgien feierte, und ebenso der Sozialismus hatten für diese Ideen Kettelers kein Verständnis. Sie propagierten und praktizierten die völlige Scheidung vom christlichen Sittengesetz und praktischen Wirtschaftsleben. Ketteler wurde

demgegenüber nicht müde, seine Zeitgenossen immer wieder darauf hinzuweisen, daß „am letzten Ende die sittliche Idee die Welt beherrschen müsse, und daß der Widerstreit der wirtschaftlichen Interessen nur vor den ewigen Forderungen des christlichen Sittengesetzes sich beugen wird, und daß eine Gesellschaftsordnung dauernd nur die Achtung eines Volkes genießt, wenn ihre Pfeiler auf der Sittenordnung des Christentums ruhen.“ Daß Ketteler nicht umsonst gewirkt hat, beweist die deutsche Sozialpolitik. Wenn wir heute in unserem Staats- und Wirtschaftsleben eine großzügige Sozialpolitik für selbstverständlich ansehen, so verdanken wir das nicht am wenigsten einer Pionierarbeit des großen sozialen Bischofs Ketteler, der mit seiner ständigen Forderung, daß christliche Ideen das staatliche und wirtschaftliche Leben durchdringen müssen, das Fundament für eine christlich-deutsche Sozialpolitik gelegt hat.

Ein zweiter Punkt, den Ketteler immer wieder betonte, ist die Lehre von dem organischen Aufbau der Gesellschaft und von der Notwendigkeit, daß beim Aufbau des Staat-



tes auch die Organisationen der einzelnen Stände gleichmäßig und harmonisch mitwirken müßten. Ketteler wollte dadurch die Gesellschaft bewahren vor der Atomisierung durch den Liberalismus und vor der öden Gleichmacherei durch den Sozialismus. Ketteler bekämpfte den Liberalismus, der die Individualität der einzelnen Menschen übersteigerte, sie aus der natürlichen Bindung der Familie und des Standes herausriß und das Volk zu einer pulverisierten, mechanisch zusammengefaßten Masse degradierte. Er bekämpfte den Sozialismus, weil dieser die Gemeinschaft zur einseitigen Klassenbildung verzerrte, kein Verständnis für den natürlichen Wuchs eines Volkes hatte, und im sozialistischen Omnipotenzstaat jede persönliche Initiative und Standeselbsthilfe erstückte.

Ketteler ging gegenüber den Zeitströmungen des Liberalismus und Sozialismus seinen eigenen Weg. Er wollte einen organischen, sozial aufgebauten Staat, der sich auf selbstbewußte Stände und selbstverantwortliche Standeshilfe aufbaute. Gerade durch diese Auffassung von dem organischen Staatsaufbau nach Ständen ist der Mainzer Bischof so recht der Vater der Standesbewegung geworden. Es ist ein unbestreitbares Verdienst Kettelers, daß er in der Frühzeit des deutschen Industrieaufschwunges, wo ein neuer Stand, der Stand der Lohn- und Industriearbeiter, sich bildete, den Wert und die Bedeutung der Stände in seinen Schriften und Reden immer wieder betont hat. Hätte Ketteler nicht den Standesgedanken so eindringlich gelehrt, hätte er nicht selbst immer wieder versucht, die Arbeiter und Handwerker in Arbeitervereinen zur Standwerdung zu führen, man hätte wahrscheinlich in den folgenden Jahrzehnten die katholische Arbeiterwelt vor dem sozialistischen Klassenkampfgedanken nicht bewahren können. So ist Ketteler der Wegweiser und der Vater der christlichen Arbeiterstandsbe-
 wegung geworden.

Noch ein Drittes ist es, was Ketteler seiner Zeit und unserer Zeit zu sagen hat. Er bejahte das moderne Industrieleben, die moderne Technik und wollte durch seine Mitarbeit erreichen, daß der technische und wirtschaftliche Fortschritt der Volkswirtschaft auch in den Dienst der Seele und des Geistes gestellt werde, um unser Volk, vor allem die erwerbstätige Bevölkerung und den Arbeiterstand geistig, sittlich und religiös auf eine immer höhere Stufe zu führen. Er bekämpfte darum mit Leidenschaft

den mammonistischen Kapitalismus, der die gesamte Volkswirtschaft nur zum materiellen Gewinnobjekt einiger Wenigen machen will. Ketteler will eine Volkswirtschaft, die zum Segen wird für das gesamte Volk, besonders auch für die erwerbstätigen Stände, damit die entwurzelte Arbeiterschaft geistig und materiell dem Volksganzen wieder eingegliedert wird.

Weil Ketteler das Leben bejahte und den Fortschritt begrüßte, darum hat er auch den steinigen Weg der Praxis und der Kleinarbeit nicht gescheut. Er selbst hat auf dem Wege der Praxis die soziale Frage der Lösung näher zu bringen versucht. Seine praktische Einstellung verrät auch sein Entwurf zu einem sozialpolitischen Programm, das 1873 in Druck erschien. Hier erhebt Bischof Ketteler Forderungen, die seinen klaren Blick für die Noße des Arbeiterstandes aufs deutlichste offenbaren. In dem Programm lesen wir von dem gesetzlichen Schutz der Arbeiterkinder und der Arbeiterfrauen, von der gesetzlichen Regelung der Arbeitszeit und der Sonntagsruhe, von der Erhaltung der Gesundheit und der Sittlichkeit in Fabrik und Werkstatt, von der Einstellung staatlicher Gewerbeinspektoren. Dieser Entwurf Kettelers aus dem Jahre 1873 hat dem Antrag auf gesetzlichen Arbeiterschutz zugrunde gelegen, den das Zentrum 1877 als die erste aller Parteien im Reichstag einbrachte und den die damaligen Konservativen lebhaft unterstützten.

In demselben Jahr 1877, am 13. Juli, hat Bischof Ketteler auf der Rückreise von Rom in Burghausen am Lech in einem Kapuzinerkloster seine Seele ausgehaucht. Er konnte leicht sterben, weil der große soziale Vorkämpfer und mächtige Kirchenfürst immerfort „arm im Geiste“ geblieben war. Arm sterben ist leicht sterben. Ketteler hatte sein Leben lang die einfachste Lebensweise geführt. Aber trotz seiner einfachen Lebensweise hinterließ er kein Vermögen. „Außer dem in meinem Schreibtisch befindlichen baren Gelde habe ich kein Vermögen,“ heißt es in seinem Testament. „Was ich hatte, habe ich zu guten Zwecken verwandt.“ Er starb arm, aber er hinterließ einen großen Reichtum an sozialen Ideen und Impulsen. Gerade die christliche und katholische Arbeiterwelt muß ihrem geistigen Vater für diese kostbare Erbschaft für immer dankbar sein.

Diözesanpräses Gickler-Köln.



Der Dom zu Mainz, Kettelers Bischofsstadt

Das Christentum und die Würde des Menschen

Von Wilhelm Emanuel von Ketteler.

Das Christentum gibt dem Menschen den bewußten Besitz und den vollen Gebrauch aller seiner Kräfte. Das Christentum hat ihm allein seine volle Persönlichkeit wiedergegeben. Das Heidentum kannte nicht den Wert des einzelnen Menschen. Den Griechen und Römern war das ganze übrige Menschengeschlecht in seinem Werte unbekannt. Aber auch in ihrem eigenen Volke kannten sie nicht den Wert des Menschen. Die ganze eine Hälfte des Volkes, die Weiber, standen bei den Griechen auf einer niederen Stufe der Menschenwürde. Auch die Würde des Kindes war ihnen unbekannt. Es durfte aus den verschiedensten Gründen getötet oder verkauft werden. Der Mensch ging auf in dem Bürger, und sein ganzer Wert ruhte in dem Nutzen, den er dem Gemeinwesen brachte. Für sich war der Mensch kaum da. Einen Arbeiterstand mit gleichen ebenbürtigen Menschenrechten kannte das Heidentum nicht.

Das Christentum hat erst allen Menschen durch seine Lehre ihren persönlichen Wert wiedergegeben. „Bei uns,“ sagt der

Apostel, „ist kein Fremdling, kein Jude, keine Beschneidung, kein Barbar, kein Scythe, kein Knecht, kein Freier, sondern alles in allem Christus.“ Das sagte der Apostel in Bezug auf die Würde, die alle im Christentum empfangen. Ähnliches hätte er auch schon von jener Würde sagen können, die alle Menschen dadurch besitzen, daß sie das natürliche Bild Gottes in ihrer Seele tragen. Das war aber eine erhabene, wunderbare, weltumgestaltende Lehre, im Gegensatz zu allen Vorstellungen, die bei Juden und Heiden, bei Griechen und Barbaren, bei Freien und Sklaven bestanden.

Dieser Gedanken hat das Christentum über die Welt ausgebreitet. Er ist in Millionen Seelen der Unfreien und der Sklaven, die in ihrer Erniedrigung sich daran gewöhnt hatten, ihr Dasein fast dem der Tiere gleichzustellen, eingedrungen wie ein lichter Strahl von oben. Sie erwachten dadurch gleichsam wie aus einem tiefen Schlafe, und die Ahnung der Seele von ihrer Menschenwürde und ihrer hohen Bestimmung kam wieder zu

ihrem vollen Bewußtsein. Das Christentum hat aber seine Lehre von der Menschenwürde nicht durch hohle Redensarten verkündet, sondern in vollen Wahrheiten, die ihnen diese Würde verständlich machten. Das ist der große Unterschied auch jetzt noch zwischen dem Christentum und dem Humanismus. Dieser redet auch von Menschenwürde, aber ohne Ideen, ohne Wahrheiten, die den Grund dieser Würde klar machen. Das Christentum, wenn es dem Menschen seine Würde vor Augen stellt, sagt ihm, wenn er auch auf der untersten Stufe des menschlichen Daseins steht: Tief in deinem Innern, verborgen unter dieser äußeren, elenden Hülle, die dich bekleidet, besitzt du ein Bild u. deiner Seele von wunderbarer Schönheit und einem unendlichen Werte; ein Abglanz des ewigen, unendlichen Wesens, ein Gleichnis seiner ewigen Schönheit und Herrlichkeit. Dieses Bild in dir ist der Grund der tiefen Sehnsucht, die du auch im tiefsten Elend wie ein dir unerklärliches Heimweh in dir fühlst. Es gibt deiner Seele jene unbegreifliche Unerfüllbarkeit, die deine Wünsche immer weiter trägt und dich nicht ruhen läßt, wenn du auch Flügel hättest und von einem Stern zum anderen hinaufsteigen und jedes Gestirn dein eigen nennen könntest. Diese deine Würde ruht in dir wie ein Edelstein tief im Schachte eines Gebirges, mit hohen Erdschichten

bedeckt, unter allem menschlichen Elend, aller Not und Verkommenheit. Deshalb ist der Sohn Gottes vom Himmel auf die Erde herabgestiegen, weil er diesen Edelstein von unendlichem Wert tief in der Erde vergraben gesehen hat, um dieses Bild Gottes in dir aus der Sklaverei dieses irdischen Daseins zu befreien und es durch seine Lehren und seine Gnade wieder zur Herrlichkeit und Glorie der Kinderschaft Gottes zu erheben.

So redete das Christentum von der Würde des Menschen zu dem Juden wie zu dem Fremdling, zu dem Griechen wie zu dem Barbaren, zu dem Herrn wie zu dem Knechte, und so geschah es denn, daß auf der ganzen Welt erfüllt wurde das Wort des Apostels: „Kein Fremdling, kein Jude usw., sondern Christus alles in allem!“ Wenn das Christentum also zu allen Menschen von ihrer Würde sprach, so hatte seine Lehre einen vollen Inhalt. Auch der Humanismus und die große vom Christentum abgefallene liberale Partei redet von Menschenwürde. Wenn wir sie aber fragen, worin ihre Menschenwürde bestehe, so können sie uns keine Antwort geben. Im Sinne des Materialismus, Pantheismus, des Atheismus ist die Rede von Menschenwürde hohles Gerede, das den Menschen weder selbst erheben noch ihn bestimmen kann, seinen Mitbruder aus Achtung vor seiner Würde zu ehren.

Wien, staatspolitische Verantwortung und Arbeiterschaft

Ueber Wien ist der Fieberatem des Bürgerkrieges gegangen. Tote und Verwundete, beklagenswerte Opfer des Aufstandes zählt man nach Hunderten. Wichtige Gebäude, wie das Justizministerium mit schier unersehblichen Akten sind verbrannt oder demoliert.

Keiner war in Deutschland, dem nicht das Herz mitschlug bei den Ereignissen, die sich im rasenden Wirbel in der alten Donaustadt abspielten. Deutschland und auch die deutsche Arbeiterschaft haben daraus zu lernen.

Der äußere Anlaß zu diesen furchtbaren Geschehnissen war der Freispruch von drei Frontkämpfern (österreichischer Stahlhelm), die zwei Bewohner in Schattendorf erschossen haben sollten. Das Volksgericht hielt die Anklage nicht für bewiesen.

Die inneren Gründe für das, was geschehen war, liegen aber viel tiefer. Ebenso wenig wie der Mord an Franz Ferdinand und die verlangte Sühne den Weltkrieg 1914 heraufbeschworen, ist der Freispruch der Frontkämpfer der wirkliche Grund für die Revolte. Außen- und innenpolitische Momente haben den Zündstoff mit zusammengetragen, in dem dann irgend ein Funke in furchtbaren Folgen sich auswirken mußte.

Oesterreich, durch den Friedensvertrag von St. Germain um wertvollste Stücke Landes verkleinert, wurde zum ackerbautreibenden Lande mit dem industriellen Millionenkopf Wien; seine Industrie konnte gegen die Zollschranken der angrenzenden Länder nicht an; ungeheure Arbeitslosigkeit war die Folge. Die ständige Unsicherheit der wirtschaftlichen Konjunktur in einem solchen Lande hängt wie ein Damoklesschwert über die Industriearbeiterschaft und mag manche plötzliche, dem Fremden unerklärliche Nervosität begreiflich machen. Der Friedensvertrag, der dem alten Oesterreich notwendige Absatz- und Produktionsstätten abschneid, trägt ohne Zweifel ein gerüttelt Maß Schuld an den schwierigen innerpolitischen Gesamtverhältnissen.

Und dennoch hätte es nicht zu den Revolten der letzten Tage kommen dürfen. Nachdem die harten Tatsachen vorlagen, wäre es die Pflicht einer jeden, ob politischen oder wirtschaftlichen österreichischen Organisation gewesen, ihre Glieder auf diese Verhältnisse einzustellen und aus dem Vorliegenden das Beste herauszuholen. Das ist von der in Wien herrschenden Partei, nämlich der sozialistischen, nicht geschehen.

In Oesterreich insgesamt ist die sozialistische Partei die zweitstärkste Partei, in Wien jedoch ist sie vorläufig die ausschlaggebende Partei, die das ganze Stadtreghment in der Hand hat, und die auch der geistigen Struktur der gesamten österreichischen sozialistischen Partei den Stempel aufdrückt. In ihrer Auffassung steht sie heute noch auf dem Boden der ehemaligen deut-

schen Unabhängigen mit stärkster Tendenz zum Kommunismus hin. Ihr ist heute noch das Wort von der „Diktatur des Proletariats“ eine gewissermaßen heilige Sache. Sie hat durch jahrelange Agitationsarbeit die Gemüter ihrer Anhänger nie zur Ruhe kommen lassen. Die Früchte zeigten sich in den geradezu beispiellosen, an Rußland erinnernden Terror gegen jeden Andersdenkenden, vor allem gegen jeden christlich organisierten Arbeiter, die oft Martyrien durchzumachen hatten, eine Angelegenheit, die bei der Frage der Koalitionsfreiheit auf der letzten internationalen Arbeitskonferenz in Genf eine bedeutsame Rolle spielte. Staatlich überlassen die österreichischen Sozialisten die schwierige Arbeit bei der Sanierung der Währung und bei der Deflationskrise genau wie die deutschen Sozialisten den „anderen“, hielten sich bei der positiven Arbeit zurück und glaubten mit Radikalismen um so mehr für sich herausholen zu können. Wirtschaftspolitisch erlebten sie die Zusammenbrüche ihrer Werkstätten, der bei Wien gelegenen Metallwerke wie ihrer Brotfabriken. Trotz des Erfolges bei der letzten österreichischen Wahl sah sich das sozialdemokratisch denkende Volk immer mehr von „Zukunftsstaat“, Diktatur und Herrschaft abgedrängt, für eine Mitarbeit bedankte man sich, man erschöpfte sich darin, durch die „Arbeiterzeitung“ durch die Führer Deutsch, Bauer, Adler usw., den Massen eine Macht vorzugaukeln, die gar nicht da war. Man hat in unverantwortlicher Weise Zündstoff auf Zündstoff zusammengetragen und suchte die Hände in Unschuld zu waschen, als das Verderben seinen Lauf nahm.

Es liegt uns fern, der Wiener Sozialdemokratie die äußere Schuld aufzuerlegen für das, was geschah, für die Verbrechen und Delikte, die begangen wurden, aber die innere Verantwortung kann ihr keiner nehmen. Wer jahrelang nichts anderes tut, als best. täglich zu Terror und Gewalt auffordert und sie unter den Augen der sozialistischen Stadtverwaltung ungestraft geschehen läßt, der ist verantwortlich für die Früchte, die aus solchem Samen aufgehen.

Es zeigte sich aber auch, daß sofort die Führung bei der Revolte den sogenannten Gemäßigten aus der Hand gewunden wurde und in die Hände der Radikalen überging. Es grenzte geradezu an wirtschaftspolitischen und staatspolitischen Kretinismus, die Revolte auffangen zu wollen in einem Generalstreik, wie die Parole der „Führenden“ hieß, um die Macht wieder in die Hand zu bekommen. In Wirklichkeit trifft das letzte nicht zu. Die kommunistischen Zeitungen treffen schon das Richtige, wenn sie sagen, daß die ganze Aktion gescheitert sei am Widerstande des österreichischen Ministerpräsidenten, Prälaten Geipel, und daß daran auch die Sozialdemokratie samt ihrem Generalstreik zusammengebrochen seien.

Die österreichische Sozialdemokratie hat bei der von ihr geistig genährten Revolte eine vollkommene Niederlage erlitten. Zu bedauern sind dabei die armen Geschöpfe, die ein irreführender Sinn vor die Gewehre trieb und die Hunderttausende, denen man den klaren Blick mit Phrasen umnebelte.

Aber auch das Furchtbare in der Geschichte ist nicht verloren für Menschheit, Volk oder den Einzelnen, wenn man lernt, und die Konsequenzen daraus zieht. Das gilt auch für uns in Deutschland und auch für große Teile der deutschen Arbeiterschaft. Wir haben ein demokratisches Staatsgebilde, an dessen Vertiefung und Verbollkommnung mit Aufgebot aller Kräfte gearbeitet werden muß. Eine Demokratie aber bedeutet die Bindung und Verpflichtung aller Volksgruppen. Was kann aber eine Revolution oder eine Nichtanteilmahme am Schicksal des Ganzen in einer Demokratie bedeuten? Sie können eine demokratische Verfassung zermürben, zerschlagen, sie können die Staatsform „umkremeln“, aber die Folge davon ist ein Fortschritt des sozialen und staatspolitisch reaktionären Gedankens. Ob daran die Arbeiterschaft ein Interesse haben kann, scheint doch mehr als zweifelhaft. Jede revolutionäre Explosion, von der Arbeiterschaft aus Verzweiflung über eine traurige Lage begangen, mag menschlich verständlich sein, aber sie ist das Gegenteil einer Aufbauarbeit, mittels deren allein die Arbeiterschaft höher steigen kann. Die Geschichte auch der Arbeiterbewegung weist Beispiele genug an, daß spontan entfesselte Kämpfe, die mit einer Niederlage endeten, stets in Fatalismus und Stumpfheit ausmündeten.

Wien ist ein erneuter Beweis dafür, wie wenig staatspolitische Verantwortungskraft eine Sozialdemokratie in sich trägt. Ihr ist auch ein demokratischer Staat letztlich doch nur eine Station auf dem Wege zum sozialistischen Klassenstaat. Es ist aber auch ein Zeichen für alle jene, die noch nicht unterscheiden können oder wollen, zwischen parlamentarischer Zusammenarbeit der Parteien und außerparlamentarischen Verbündungsaktionen, wie sie sich im Gedanken einer Einheitsgewerkschaft oder in sonstigen Ideen und Bündnissen darstellen. Die christlichen Arbeiter haben da wohl acht zu haben.

Wien bedeutet aber auch eine ernste Mahnung nach Deutschland hin hinsichtlich aller Wehr-, vaterländischen oder republikanischen Schutzvereinigungen. Auch bei uns in Deutschland gehen die Wogen der Erregung, an denen gewisse Seiten in Deutschland nur ein Interesse haben, recht hoch, Schlägereien, ja selbst

Morde sind aus politischem Fanatismus begangen worden. Vom Standpunkt einer vorwärtsschreitenden Arbeiterschaft aus gesehen, hat keiner dieser Verbände seine Existenznotwendigkeit bis heute nachweisen können. Im Gegenteil, es zeigt sich immer mehr, daß sie, wenn auch nicht äußere, so doch innere Hemmungen für den Aufstieg der Arbeiterschaft bedeuten. Die Arbeiterschaft muß endlich einsehen, daß sie mit keiner dieser Organisationen vorwärts kommt, sondern daß das allein nur möglich ist durch die gewerkschaftliche Organisation.

Was die Arbeiterschaft weiter lernen muß, ist die Anschauung, daß man mit Generalstreiks und besonders solchen, die den Verkehr lahmlegen, am allermeisten sich selbst schadet. Wenn ein Wirtschaftsleben durch Erdrosselung des Verkehrs zermürbt wird, so leidet nicht zunächst derjenige, der seinen Keller und seinen Buntel voll hat, sondern derjenige, der wenig hat. Ein Generalstreik ist noch nie ein Zeichen absonderlicher gewerkschaftlicher Klugheit gewesen, und an seinen Fersen heftet die schwerste Niederlage. Die Arbeiterschaft hat die Kosten zu zahlen. Gewerkschaftliche Strategie kennt bessere Wege.

Beim Ueberblicken der Gesamtsituation zeigt sich, daß auch in Deutschland Kräfte am Werke sind, Zündstoff zusammenzutragen; man findet sie bei den Sozialisten genau so wie im bürgerlichen Lager. Eine Uenderung des Geistes tut dringend not. Einige Schichten versteinern in Sentimentalität im Rückblick nach dem Vergangenen und finden daher keine Beziehung zum Staatsaufbau; andere scheuen sich aus agitatorischen Gründen, dem von ihnen gepriesenen demokratischen Gedanken auch in der wirklichen praktischen Mitarbeit ihre Stütze zu verleihen. Und zwischendurch zieht sich der künstlich erbreiterte Riß zwischen „Gebildeten“ und „Volk“, zwischen „höherer Kategorie“ und der „Masse“, zwischen „Leitung“ und „Ausführung.“ Und alle reden von Volksgemeinschaft. Das ist aber die erste Vorbedingung für jede Gemeinschaft, daß man sich gegenseitig zu verstehen sucht, daß ein inneres Erfassen wichtiger ist als ein gegenseitiges Uebertrumpfen, daß im Gesamten auch die Arbeit des Letzten geachtet und geehrt werden muß.

Wien ist ein bedeutsames und zum Nachdenken zwingendes Fanal. Und wenn es auch in Deutschland die Gemüter wieder aufrüttelt und zu klarerer Sicht anleitet, dann mag aus den furchtbaren Opfern und aus der Tat, die das Böse wollte, dennoch Gutes geschaffen werden.
G. W.

Ein vergessener Berufsstand beim Achtfundentag

Heute kann wohl festgestellt werden, daß im Vordergrund aller sozialen Fragen die Wiedereinführung des 8-Stundentages steht für die Hütten- und Schwerarbeiter. Auf Grund der Verordnung des Herrn Arbeitsministers Dr. Brauns vom 23. 1. 1925 war die Wiedereinführung des 8-Stundentages für die Hochofen- und Kokereiarbeiter zum 1. April 1925 sichergestellt. Die Organisationen, die seinerzeit das Arbeitszeitabkommen vom 23. 12. 1923 unterzeichnet haben, haben nun zur Wiedereinführung des 8-Stundentages der angezogenen Betriebe eingehend Stellung genommen, und aus diesem Grunde den zur Zeit bestehenden Tarifvertrag sowie auch das Arbeitszeitabkommen für die Gruppe Nordwest gekündigt. Ausgehend von der Tatsache, daß die Verordnung des Herrn Arbeitsministers über die Wiedereinführung des 8-Stundentages für die einzelnen Gruppen der Hütten- und Schwerarbeiter völlig unzureichend ist, haben nun die in Frage kommenden Organisationen zugleich mit der Kündigung des Arbeitszeitabkommens für eine ganze Reihe von anderen Schwerarbeitergruppen (Thomaswerk, Martinwerk und Walzwerk) die Wiedereinführung des 8-Stundentages, oder doch zum mindesten eine Verkürzung der jetzt bestehenden Arbeitszeit beantragt (freier Samstag nachmittag). Mittlerweile hat ja auch der Reichswirtschaftsrat sich dazu geäußert.

Wie aber steht es mit den Eisenbahneru der Hüttenindustrie? Wer die Verhältnisse der Hüttenbahnarbeiter auch nur einigermaßen kennt, weiß zur Genüge, daß von den seinerzeit den Arbeit-

tern versprochenen Erleichterungen, Ablösungen usw. den Eisenbahnern, besonders aber dem Maschinenpersonal, kaum etwas zur gute gekommen ist, indem es nur in den seltensten Fällen gelungen ist, für vereinzelte Lokomotiven Ablösung, und dann auch nur bis zur Dauer von ½ bis 1 Stunde pro Tag zu erreichen. Diese Ablösungen nun, die nebenbei gesagt, auch nur erst nach einer halbjährigen Verhandlungsdauer erreicht wurden, erstrecken sich nur auf die Transportmaschinen von flüssigem Eisen und Schlacke, denen man diese Ablösungen zum Einnehmen des Mittagessens schon im Interesse des Betriebes geben mußte, um das Durcharbeiten des Hochofens und Thomaswerkes selbst sicherzustellen. Die tatsächliche Arbeitszeit aller anderen Eisenbahner beträgt effektiv pro Tag 12 Stunden, da der dehnbare Begriff der Dienstbereitschaft für die Besetzung der Lokomotiven sowie auch der beaufsichtigenden Stellen (Signal- und Blockwärter und auch der Weichensteller) bei der Hüttenbahn nicht gegeben ist.

Als Beweis dieser meiner Ansicht führe ich auch die Tatsache an, daß wohl alle Hüttenwerke in der Kriegszeit sowie auch der Vorkriegszeit den Eisenbahnern, dem Maschinenpersonal, sowie auch den bereits vorher aufgeführten beaufsichtigenden Stellen der Eisenbahn 12 Stunden pro Tag bezahlt haben, was unter keinen Umständen geschehen wäre, wenn nicht die maßgebenden Stellen der Hüttenindustrie von der Notwendigkeit, andererseits aber auch von der Tatsache überzeugt gewesen wären, daß diese Arbeitergruppen tatsächlich innerhalb ihrer

Arbeitszeit keine Pausen kennen. Wie ist es nun mit der Arbeitszeit derjenigen Lokomotiven bestellt, denen man tatsächlich eine Mittagspause gibt, sogenannten Rangiermaschinen? Hierbei möchte ich von vornherein feststellen, daß man ja schon ohne weiteres von selbst gezwungen ist, auf irgend eine Art und Weise eine Unterbrechung des Fahrdienstes eintreten zu lassen, um eine Restaurierung der Lokomotiven ermöglichen zu können (Kohlen laden, Wasser nehmen, abölen, putzen, ausschlacken sowie auch das Neuaufladen etwa vorhandener elektrischer Batteriemaschinen). Diese bewilligte Zeit nun als Pausen zu bezeichnen, ist vollständig verfehlt, da diese Pausen ja von den Lokführern nur zur Erledigung der bereits vorher aufgeführten Arbeiten benutzt werden. In meiner Auffassung, daß man beim Hüttenbahnbetrieb keine Pausen kennt, werde ich dann noch unterstützt durch bereits gefällte Gewerbegerichts-Urteile, so zum Beispiel Hamburger Gewerbegericht, und dann auch noch durch das Gutachten des Vorsitzenden des Essener Schlichtungsausschusses, der klar und ohne irgend welche Zweideutigkeit erklärt, daß beim Eisenbahnpersonal (nebei bei gesagt, führt derselbe auch noch andere Berufsgruppen an) keine Pausen vorhanden sind, auch der Begriff der Arbeitsbereitschaft nicht gegeben ist, selbst dann nicht, wenn nur bewachende Tätigkeit über sogenannte Reserve-Lokomotiven ausgeübt wird. Derselbe Gutachter läßt den Begriff der Pausen nur dann als gegeben gelten, wenn die Arbeiter der einzelnen Gruppen von jeder Verantwortung oder Beaufsichtigung der Lokomotiven entbunden sind.

Wie ist es nun mit der Dauer der sogenannten Pausen und der Tageszeit, zu der dieselben gegeben werden (nur Rangierbetrieb). Zum ersten möchte ich feststellen, daß laut der schriftlichen Verfügung eines Eisenbahnchefs die Pausen keine Norm sind, das heißt, beliebig nach den Anforderungen des Betriebes verkürzt werden dürfen; zum zweiten, daß die sogenannten Pausen vor 1—4 Uhr nachmittags, vereinzelt sogar noch später erst gewährt werden. Alle Verhandlungen nun, welche unternommen wurden, um wenigstens im Rangierbetrieb, von den Lokomotiven der Produktionsbetriebe gar nicht zu reden, eine einigermaßen günstige Zeit zum Einnehmen des Mittagessens zu erreichen,

scheiterten, sogar sind Fälle bekannt, wo Leute des Eisenbahnbetriebes, die nur ihr Essen am Vorhaus holen wollten, entlassen, oder auch für 8—14 Tage nach Hause geschickt wurden.

Und nun zur Bezahlung der von mir angeführten Gruppen. Trotzdem es feststeht, wie auch von mir bereits vorher ausgeführt wurde, daß diese Arbeitergruppen selbst in den Vorkriegsjahren schon 12 Stunden pro Tag bezahlt bekamen, bezahlt man heute auf fast allen Hüttenwerken den Eisenbahnern nur 10 Stunden pro Tag, unter vollständiger Verkennung aller Gründe, welche eine 12 stündige Bezahlung rechtfertigen. Alle diese Gründe erstrecken sich auch vor allen Dingen auf die Rangierer der sogenannten Produktionsbetriebe.

In Anbetracht der ungünstigen Verhältnisse und der langen Arbeitswoche von sage und schreie 7 mal 12 sind 84 Stunden pro Woche (einschließlich des Sonntags) ist die Forderung des 8-Stundentages für die Hüttenbahnarbeiter unter allen Umständen berechtigt.

Eine Abfindung der Eisenbahner in der Form, ihnen dann 12 Stunden bezahlen zu wollen, lehnen wir prinzipiell ab, und verlangen unbedingt die Gestellung von Ablösung in der Form, daß bis zur endgültigen Wiedereinführung des 8-Stundentages die Arbeitszeit der Eisenbahner 60 Stunden die Woche nicht überschreiten darf. Bei den Vertretern der Hüttenindustrie ist nun ein Verständnis für die Wünsche der Eisenbahner fast gar nicht vorhanden, da dieselben den Eisenbahnbetrieb nur als sogenannten Unkostenbetrieb ansehen, sonst wären Zustände wie die bereits angeführten nicht vorhanden, und deshalb erwarten wir als Eisenbahner, wenn es nicht auf geseglichen Wegen erfolgt, so auf tariflichem Wege eine Abänderung der bereits geschilderten ungünstigen und langen Arbeitswoche, besonders auch deshalb, weil gerade die Hüttenbahnarbeiter in den meisten Orten unter Außerachtlassen aller geseglichen Unfallverhütungsvorschriften arbeiten müssen, und deshalb nur unter Anspannung aller Geisteskräfte ihren Dienst versehen können. Aber die Hüttenbahnarbeiter werden sich selbst mehr rühren und die Organisation stärken müssen, wenn sie ihre berechtigten Forderungen durchdrücken wollen.
Gi. -Duisburg.

Südwestdeutsche Bezirkstagungen unseres Christlichen Metallarbeiterverbandes

Der Christliche Metallarbeiterverband Deutschlands, Bezirk Südwestdeutschlands, hielt in Tuttlingen und Ludwigshafen



Wimpfen, eine schöne und bedeutsame Stätte
unseres südwestdeutschen Bezirks

h a f e n außerordentlich stark besuchte Bezirkstagungen ab. Bezirksleiter Landtagsabgeordneter Bengler-Stuttgart erstattete den Geschäftsbericht 1926. Der Bericht zeichnete die schweren Wirkungen der großen Wirtschaftskrise des Jahres 1926, von der die Metallarbeiterschaft durch Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit in harter Weise betroffen wurde. Die Reparationspolitik stellt sich in steigendem Maße als eine gefährliche Belastung Deutschlands und eine Störung der Weltwirtschaft dar. Nachdem die Lasten in erster Linie auf Kosten der Arbeiterlöhne gehen, hat die deutsche Arbeiterschaft das größte Interesse daran, eine neue Ordnung der Reparationen und der internationalen Verschuldung zu betreiben. Verhängnisvoll sei, daß die deutsche Sozialdemokratie wohl am entschiedensten die Reparationszahlungen bejaht, gegenüber ihren Auswirkungen und Verpflichtungen aber „Bundekuh“ spielt. Seit Ende 1926 ist in der Konjunkturlage eine wesentliche Wendung zur Besserung eingetreten. Die Nationalisierung der Betriebe, die Bildung von Konzernen, Trusts, Kartelle und Syndikate aller Art hat starke Fortschritte gemacht. Aus dieser Stärkung der Unternehmungen erwachsen der Arbeiterschaft große gewerkschaftliche Aufgaben, die vor allem in der Gewinnung der Unorganisierten, der Schulung der Mitglieder und der Stärkung der gewerkschaftlichen Finanzkraft bestehen. Im einzelnen befaßte sich der Bericht noch mit innerorganisatorischen Fragen der Mitgliederbewegung, des Beitrags-, Abrechnungs-, Bildungs- und Schulungswesens. In den letzten Monaten wurden auf dem Gebiet der Lohn- und Arbeitszeitregelungen bedeutende Erfolge erzielt, die den Wert und Nutzen der Organisation erneut bewiesen haben.

In den regen Aussprachen kamen Vertreter aus den verschiedenen Gebieten des Bezirks zum Wort.

Den zusammenfassenden Schlussvortrag hielt in Tuttlingen der 2. Vorsitzende unseres christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands, Karl Schmitz-Quisburg, in Ludwigshafen Verbandssekretär W. Mauer-Quisburg. Die Redner zeichneten ein Bild der wirtschaftlichen und gewerkschaftlichen Lage und Aufgaben. Bei einer Betrachtung über einen größeren Zeitraum könne der organisierte Arbeiter mit Stolz auf seine Arbeit und Erfolge zurückblicken. Die schweren Zustände der früheren Zeit haben Selbstvertrauen und Selbsthilfe in der Arbeiterschaft erst

recht geweckt. Notwendig ist das Vertrauen zur Idee der christlichen Gewerkschaftsbewegung. Es gelte starke Charaktere, vollwertige christliche Gewerkschaftler heranzubilden, die mit Mut und Tatkraft ihre Ueberzeugung und Interessen vertreten. Neben den Aufgaben auf dem Gebiet des Lohn- und Tarifwesens des Arbeitsrechts der sozialen Fürsorge, erwachsen noch besondere Aufgaben auf den Gebieten des Schutzes von Leben und Gesundheit des Arbeiters.

Mit einem Schlusswort des Bezirksleiters Gengler und einem begeisterten Hoch auf den Christlichen Metallarbeiterverband Deutschlands fanden die glänzend verlaufenen Bezirkstagungen ihren Abschluß.
Karl Gengler.

Amichau

Allinger †

Völlig unerwartet und überraschend kommt aus Oesterreich die Meldung, daß der Führer der dortigen christlichen Gewerkschaften plötzlich verschieden ist. Im rüstigsten Mannesalter stehend, war er die leitende agitatorische Kraft in der Bewegung. Aus Bayern eingewandert, Tischler, mußte er am eigenen Leibe den drakonischen Terror der Sozialisten erfahren. Aber er setzte sich durch.

Unter ihm nahmen die österreichischen christlichen Gewerkschaften einen starken Aufstieg. Gerade jetzt, am Wendepunkt, nach der zusammengebrochenen sozialistischen Revolte fehlt seine Kraft den christlichen Gewerkschaften. Wir gehen nicht fehl, wenn wir annehmen, daß der Tod des Führers jeden zur äußersten Tatkraft anspornt.

Allinger war ein edler Mensch. Er möge ruhen in Frieden.

Wie unorganisierte Monteure bestraft werden

Manche Monteure, insbesondere solche, die viel auf Reisen sind, glauben ohne Organisation auszukommen und die Gewerkschaftsbeiträge sparen zu können. Wie es aber solchen Leuten ergeht, das zeigen wieder Fälle, wie sie noch in Oberschlesien vorliegen und die auch sonst noch üblich sein dürften. Jahrelang sind hier nämlich solchen Monteuren die besonderen Vergütungen, die sie neben dem Lohn für Nachtlohn, Speise, ja selbst für Fahrgeld erhielten, in ihr Gesamtverdienst aufgerechnet worden und sie haben dafür Lohnsteuer zahlen müssen. Vielleicht sind danach auch die Beiträge der Sozialversicherung festgesetzt worden und vielleicht kommen dadurch auch manch hohe Spitzenlöhne sowie hohe Löhne in Statistikform, die der Wirklichkeit nicht entsprechen?

Auf manchen Lohnbüros soll ja alles Unmögliche möglich sein, wie es auch die vorliegenden Fälle bestätigen. So etwas kann nicht genug verurteilt werden. Aber ebenso, wenn nicht noch mehr, ist der Leichtsin zu verurteilen, den die Monteure dabei begehen, indem sie sich solches gefallen lassen. Hier wird die Unkenntnis und das Fehlen einer Stelle bestraft, die den Monteuren Auskunft erteilen und helfen könnte. Statt dessen wird geschimpft auf die hohen Abzüge, die auf der Lohnkarte stehen, auf die Regierung usw. Dem gewerkschaftlich organisierten und aufgeklärten Monteur kann so etwas nicht passieren, und wenn er sein Recht nicht im Klaren weiß, so hilft ihm der Verband, daß er zu seinem Recht kommt. Hütnet euch, wenn sie erfahren könnten, wie dumm manche Monteure sind! Es ist das auch ein erneuter Beweis dafür, wie Beitragsrückständigkeit bestraft wird.
W. M.

Genossenschaftstag des Reichsverbandes deutscher Konsumvereine

Mit dem 18. Genossenschaftstage, der vor kurzem in Köln abgehalten wurde, war die Feier des 25-jährigen Bestehens der Konsumgenossenschaft „Eintracht“, Köln-Mülheim, verbunden. Den Auftakt zu den Verhandlungen bildete ein Jubiläumsfestakt der „Eintracht“ im Gürzenich am Samstagabend. Die im Rundfunk verbreitete Festrede hielt Generaldirektor Peter Schlaack, M. d. R., der Gründer und langjährige Geschäftsführer der Konsumgenossenschaft „Eintracht“, Köln-Mülheim, und Gründer und Führer des Reichsverbandes deutscher Konsumvereine.

Samstag morgen eröffnete Generaldirektor Schlaack die Verhandlungen im dichtbesetzten Saale des Zoologischen Gartens mit einer Begrüßungsansprache an die Ehrengäste und Delegierten. Verbandsgeschäftsführer Schold würdigte die Verdienste des Verbandsdirektors Schlaack. Dank, Glückwünsche und die Hoffnung auf weitere erfolgreiche Tätigkeit des verdienten Führers gaben den Grundton der Ausführungen. Zur Tagung sprachen Grüße und Glückwünsche aus: Oberbürgermeister Dr. Adenauer, Regierungspräsident Elgen, Privatdozent Dr. Blengels für die Universität Köln, Justizrat Dr. Fuchs vom Deutschen Gewerkschaftsverbande, Landesgeschäftsführer Kaiser vom Deutschen katholischen Arbeitervereine, Pfarrer Friske für die evangelische Kirchengemeinde Köln, Dr. v. d. den Boom für den Volkverein in M. Gladbach, Kardinal Dr. Schulte, Reichsarbeitsminister Dr. Brauns und Reichsminister a. D. Dr. Hermes bekräftigten schriftlich und telegraphisch ihre Anteilnahme an der Tagung.

Neben den bemerkenswerten Referaten von Professor Hirsch und Direktor Klein sprach dann bedeutungsvoll Generaldirektor Schlaack, M. d. R., über „Mitbestimmung in der Wirtschaft“. Wollte die Arbeiterschaft nicht Objekt der Wirtschaft bleiben, sondern mitbestimmend und mitverantwortlich bleiben, so sei diese Standwerdung an Besitzwerb gebunden. Die staatliche Sozialpolitik könne das Problem allein nicht lösen. Der Weg gehe nur über die Selbsthilfe. Der Aufstieg des einzelnen aber löse nicht die Standesfrage, vielmehr müsse der Arbeiterstand seine Mittel als genossenschaftliches Eigentum in die Wirtschaft einsetzen. Gewinnbeteiligung und Erwerb von Kleinaktien seien unzureichend. Nur der Einheitswille wende das Schicksal des Standes. Der Genossenschaftsbewegung käme eine eminente wirtschaftliche, aber auch hohe sittliche Bedeutung zu. der in Atomen zersplitterten Kaufkraft der Masse stehe der Zusammenschluß des Kapitals in Kartellen, Syndikaten und Monopolen gegenüber. Die Organisation der Kaufkraft bedeute eine starke Waffe zur Gestaltung des Marktes. Der eigene Erwerb von Produktionsstätten sei der wirksamste Weg für die breiten Schichten, um in die Wirtschaft hineinzuwachsen. Die Produktion erfolge am besten auf dem Umwege über den organisierten Bedarf. Neben die Organisation der Kaufkraft müsse die der Spartkraft treten. Die genossenschaftlichen Sparinstitute müssen ihren Zweck voll und ganz zum Ausdruck bringen, um den Rückfluß der Gelder in die privatkapitalistische Wirtschaft auszuschließen. Auch die Arbeitnehmerbanken sollten diesen Gedanken der Neuordnung des Wirtschaftslebens mehr als bisher pflegen. Eine weitere Aufgabe der Genossenschaftsbewegung sei die Veredlung des Verbrauches. Es würden Millionen für unnütze Dinge ausgegeben, und das Notwendige käme zu kurz. Auch diese Aufgabe sei der genossenschaftlichen Selbsthilfe überlassen. Die Selbsthilfe sei die Voraussetzung für die Mitwirkung der Gesetzgebung. Das wirtschaftliche Hochziel der Genossenschaftsbewegung setze aber ein verantwortungsbewusstes Führertum voraus.

Den Bericht über den Stand und die Tätigkeit des Reichsverbandes gab der Verbandsgeschäftsführer J. Schold, Köln. Wenn auch die Genossenschaftsbewegung allgemein noch einen Rückgang zu verzeichnen hätte, der sich als Liquidierung der Krisenschäden darstelle, so sei doch die Entwicklung des Reichsverbandes eine zufriedenstellende. Es gehörten ihm am 1. Januar 1927 285 Genossenschaften an; die Mitgliederzahl von 733 802 weist eine geringe Steigerung gegenüber dem Vorjahre auf, doch ist hierbei zu berücksichtigen, daß allorts eine große Anzahl von Nicht-Kaufenden ausgeschlossen wurde. Dafür setzte insbesondere im letzten Halbjahre auf Grund einer glänzend verlaufenen Werbewoche ein starker Zuwachs an neuen Mitgliedern ein. Der Gesamtumsatz betrug 128 606 893 Mark; davon aus der Eigenproduktion der Genossenschaften 16 973 755 Mark. Der Durchschnittsumsatz pro Kopf der angeschlossenen Mitglieder weist zwar eine Steigerung von 8,61 Prozent gegenüber 1925 auf, bleibt aber noch hinter 1914 zurück. Es wird die Aufgabe der Verwaltungen sein, die Mitglieder noch bedeutend stärker an die Genossenschaft zu binden und ihren Gesamtbedarf zu erfassen. Die Zahl der beschäftigten Personen war 7239. Die Geschäftsgüter haben erhöhten sich um 44,1 Prozent. Einen glänzenden Aufstieg zeigt die Summe der Spareinlagen der Mitglieder, diese sind von 9 722 213 M auf 18 138 591 M, also um 86,5 Prozent, gestiegen.

Die „Gepag“, die genossenschaftliche Warenzentrale, sieht auf ein erfolgreiches Jahr zurück, der Umsatz steigerte sich von 31 572 425 M im Jahre 1925 auf 43 199 294 M im Jahre 1926. Der Umsatz in „Gepag“-Flaggenmarkenartikeln erreichte 1926 die Höhe von 34 278 000 Einpackungen.

Mit einem tiefempfundnen Appell an die Delegierten, die Anregungen der Tagung zum Wohle der deutschen Verbraucherschaft auszuwerten, schloß Generaldirektor Schlaack den glänzend verlaufenen Genossenschaftstag.

Wichtige „gewerkschaftliche“ Arbeit

Merkwürdige Auffassung über gewerkschaftliche Arbeit scheint bei der Verwaltungsstelle Duisburg-Hamborn des sozialistischen Metallarbeiterverbandes zu bestehen. Laut kommunistischer „Arbeiterzeitung“ vom 20. Juli, wurde folgende Entschliessung des D. M. V. auf der Generalversammlung vom 16. Juli 1927 einstimmig angenommen:

„Die Quartals-Generalversammlung des D. M. V. nimmt mit Enttäuschung Kenntnis von dem Freispruch der Faschisten durch die

Wiener Klassenjustiz. Die Metallarbeiter erklären sich solidarisch mit der Wiener und österreichischen Arbeiterschaft und begrüßen den entschlossenen und einmütig begonnenen Kampf gegen die Klassenjustiz.

Es lebe der Kampf gegen die Weltreaktion!

Es lebe der Kampf gegen die deutsche Bürgerblockregierung!

Es lebe die soziale Revolution!

Sowas ist natürlich ungeheuer wichtig als Willenskundgebung einer gewerkschaftlichen Organisation. Der ganzen Entschloßung merkt man von Anfang bis Ende die kommunistischen Einflüsse an. In solchen Tiraden schwelgen die Kommunisten am liebsten, um sich dann von praktischer gewerkschaftlicher Arbeit um so ferner zu halten. Und eine große Organisation gibt sich dazu her.

Heße um jeden Preis

Das Reichskabinett hat vor einigen Tagen zum Gutachten des Reichswirtschaftsrats in der Frage der Arbeitszeit für die Arbeiter der Schwerindustrie Stellung genommen. In Verfolg derselben ist dann unter dem 16. Juli eine Verordnung des Reichsarbeitsministers veröffentlicht worden, in welcher die Arbeitszeit für eine Reihe weiterer Arbeitergruppen ab 1. Januar 1928 auf acht Stunden täglich festgelegt wird. Dieser Termin gibt dem sozialdemokratischen Zentralorgan, dem „Vorwärts“, in seiner Nr. 336 Veranlassung zu Bemerkungen, welche die von irgendwelchen Skrupeln völlig unbelastete Heßmethode der Sozialdemokratie in hellstem

Lichte zeigen. So spricht er einleitend von einer hinausgeschobenen Verordnung des Reichsarbeitsministers und dann an anderer Stelle:

„Die Rücksicht auf die Industriellen kommt in dem Artikel 3 zum Ausdruck, der den Unternehmern nahelegt, die für das Inkrafttreten der Verordnung erforderlichen Vorbereitungsarbeiten bis zum 1. Januar 1928 vorzunehmen, da mit diesem Zeitpunkt die Verordnung in Kraft tritt. Damit jedoch die Unternehmer durch die nach vier Jahren seit dem Erlaß der Arbeitszeitverordnung beginnende Rücksicht auf die Schwerarbeiter nicht etwa bedrängt werden, haben sie die folgende Konzession erhalten: „Soweit zu diesem Zeitpunkt die wirtschaftliche Lage das Inkrafttreten in einem Teil des Reichsgebiets oder in einzelnen Betrieben ohne schwere Gefährdung der Industrie oder des Betriebs infolge besonderer Umstände nicht gestattet, kann der Reichsarbeitsminister das Inkrafttreten nach Anhörung der obersten Landesbehörde auf unbestimmte Zeit hinausschieben.“ Auf unbestimmte Zeit! Diese Kautschukbestimmung ist geradezu typisch für die Art, in der die Arbeitszeitregelung erfolgt.“

Wir haben gar keine Veranlassung, die Industriellen zu verteidigen, halten aber eine solche Art, zu heßen um jeden Preis, für eine jeden anständigen Menschen anwiderrliche Methode. Der „Vorwärts“ hat nicht den Mut zu sagen, daß auch die Vertreter der Sozialdemokratie und der „freien“ Gewerkschaften im RWR, unter den gegebenen Verhältnissen für die Inkraftsetzung der Verordnung zum 1. Januar 1928 gestimmt haben. Der Reichsarbeitsminister ist folglich nur den Stimmen der Sozialdemokraten im RWR, gefolgt. Warum dann diese Art der Kritik? Doch es geht gegen diese Regierung, und da muß jeder Erfolg gemindert werden. Den Arbeiterinteressen dient eine solche Methode gewiß nicht.

Aus den Betrieben

Betriebsobmann und Arbeitszeit

Wir haben uns schon wiederholt mit der eigenartigen Methode beschäftigt, die die sozialdemokratischen Gewerkschaften oder ihre Funktionäre bei der Vertretung der Arbeiterinteressen mitunter anwenden. Erst kürzlich wiesen wir darauf hin, daß die Lohnkommission des sozialistischen Deutschen Metallarbeiterverbandes eine für die Arbeiter vorteilhafte Vereinbarung mit dem Unternehmerverband ablehnte, die der Bezirksleiter Wolf zuvor mit seiner Unterschrift bestätigt hatte. Jetzt hören wir, daß der sozialdemokratische Betriebsratsobmann Schmiß von der August-Thyssen-Hütte Hamburg eine neue Methode der Arbeiterinteressenvertretung gefunden hat in einer Zeit, in der die Gewerkschaften die bestehende Arbeitszeit gekündigt und große Schwierigkeiten um eine Verkürzung zu überwinden haben. Dabei bringt es dieser Arbeitervertreter noch fertig, sich kurzer Hand über gesetzliche Bestimmungen hinwegzusetzen. Selbstherrlich, ohne sich mit seinen anderen Kollegen des Betriebsrats oder Betriebsausschusses auch nur ins Benehmen zu setzen, gestattet er seiner Firma, an Sonntagen Ueberarbeit ausführen zu lassen in Fällen, in denen er persönlich gar nicht zu genehmigen hat und in denen bestenfalls nach Anhörung der gesetzlichen Betriebsvertretung die Arbeitszeit um täglich zwei Stunden überschritten werden kann (§ 4 der Arbeitszeitverordnung). Es handelt sich hier ferner

um Arbeiten, die nach § 9 derselben Verordnung durch andere Arbeiter des Betriebes ausgeführt werden können. Unter den zur Zeit herrschenden Verhältnissen erscheint sein Tun um so merkwürdiger, als die Arbeiter unter besonders erschwerenden Umständen diese Ueberarbeit verrichten müssen. An den Walzenstraßen beenden die Arbeiter ihre Freitagnachtschicht Samstag morgen um 6 Uhr und treten die Samstagnachtschicht bereits nachmittags 2½ Uhr wieder an, die Sonntag nacht ½ Uhr beendet sein soll. Hier kommt nun der Obmann den Wünschen der Firma entgegen und „genehmigt“, daß die Umbau-, Reinigungsarbeiten usw. von denselben Arbeitern im Anschluß an die zwölfstündige Nachtschicht gemacht werden, trotzdem es möglich wäre, andere Arbeiter heranzuziehen, wie es auch an anderen Walzenstraßen desselben Werkes geschieht.

Die Metallarbeiter mögen daraus erkennen, wie die Neuregelung der Arbeitszeit aussehen würde, wenn sie allein von den sozialdemokratischen Verbänden mit den Unternehmern getätigt werden müßte. In der Agitation wird der Arbeiterschaft wer weiß was vorgegaukelt, die Praxis sieht so aus, wie oben geschildert. Es ist schon so: nur durch die Erwerbung der Mitgliedschaft im Christlichen Metallarbeiterverband kann eine Arbeitszeit geschaffen werden, die den Arbeiter vor Ausbeutung seiner Arbeitskraft schützt.

Geschichten um Ketteler

Die hier folgenden Geschichten „Döhnes“ aus dem Leben Kettelers sind dem Buche von Josef Winkler „Pumpnickel“ entnommen, das wir unseren Kollegen nur empfehlen können. Winkler hat in seinem Heimatorte Geschichten gesammelt, wie sie unter der Bevölkerung gang und gäbe sind über die Zeit, da Ketteler noch Pfarrer in Hopsten in Westfalen war. In diesen Erzählungen, die an Winterabenden auf den Gehöften kursierten, sah das Volk den großen Mann gewissermaßen durch „seine Brille“. Es mag manches sich anders abgespielt haben, aber der Kern einer jeden solchen Erzählung beruht auf Wahrheit. Winkler verlegt die Darstellung seiner Erzählung in eine westfälische Bauernstube, wo eine Anzahl Bauern ihr Wissen über Ketteler zum Besten gaben. Winkler erzählt diese Erlebnisse aus seinen Kinderjahren. Zunächst liest irgend einer aus einer Lebensbeschreibung Kettelers vor.

Die Red.

„Doch legen wir seine jeßorgerische Tätigkeit noch einstweilen zurück, um zunächst den Spuren seines persönlichen Lebens nachzugehen. Hier herrschte die größte Einfachheit. Haus, Haushalt, Nahrung, Kleidung streiften an evangelische Armut, nichts verriet seine Herkunft. Das Pastorat war alt und baufällig, die Wohnstube klein und düster, das Schlafzimmer ohne Fenster, ein Alkovenraum; wer aber bestens darin zufrieden war, das war der Freiherr von Ketteler. Oft kam er nach langen weiten Gängen spät nach Hause und nahm das Mittagmahl, wie er es vorfaud. Es war ihm durchaus gleichgültig, wie und wo er aß. Auch liebte er es, wie werden später noch sehen in welcher Absicht, bei seinen Besuchen in der Gemeinde sich einladen zu lassen. Dann setzte er sich mit allen Hausgenossen — eine besondere Bedienung lehnte er in der Regel ab — an den Volkstisch und genoß in resoluten Portionen.

Wollte er zum Beispiel nach Münster, so ging er des Nachts aus, zelebrierte in Saerbeck oder Groven und war richtig zur gewünschten Stunde an Ort und Stelle. Einmal mußte er Verwandte in Ueberwasser-Kirche in Münster trauen; er ging spät nachmittags von Hopsten aus, besuchte in Osterwalde einen Kranken und eilte nun den Umweg über Hörstel, Surenburg, Saerbeck zu Nacht zu Fuß fern nach Münster. Sein

Nachlager war nach Soldatenart: er schlief auf einem Strohsack, hart wie ein Brett, und auf einem ledernen Kopfkissen.

Klein und groß, alt und jung jagte er ungeschminkt die Wahrheit und oft geschah es auf derbe Weise. Er kannte dabei keinen Unterschied. Als er bald darauf den damaligen Hopstener Amtmann von B... im offenen Luxuswagen mit einer geschminkten Dirn durchs Dorf fahren sah, übermannte ihn ob dieses schamlosen Beispiels des dörflichen Oberhauptes ein solcher Zorn, daß er nach kurzem Wortwechsel auf dem Marktplatz vorm Gasthaus Mungs ihm eine schallende Ohrfeige ver-setzte, die der Bezüchtigte wortlos einsteckte...“

Bei dieser Stelle unterbrach Kamphus Pappa die Vorlesung, fuchtelte sein Pfeifchen in der Luft herum und gab folgendes zum Besten:

Aha — vom Ketteler? Jawoll, das war'n Mann, gesund wie'n stallen Pferd! Da weiß ich dies Stückchen: Er sitzt abends in der Pastorale und betet Brevier. Da hört er über dem Garten Beschrei und Lärm, als sei ein Unglück geschehen. Er ging über die Tenne und sah vor Johammemanns Haus wo das kleine Pastoratsgärtchen liegt, einen schweren Heuwagen festgefahren. Der Knechte spattelte am Geschirr, zog, stemmte — das linke Hinterrad stak wie'n Pfahl am Fleck. Flugs zog der Pastor die schwarze Soutane ab warf sie über die Hecke und zum kräftigsten Fluch des Knechtes hub der Gottesmann das Rad wieder raus. Der Jude Neutgenheim, der unter der alten Eibe stand, rief verwundert ihm zu: „Wahrhaftig, Pastor — a Mann sind Se wie Simson!“ Worauf Ketteler schmunzelte: „Soll ich Ihnen nicht bald mein lieber Freund, auch das Tor Davids aushängen?“

Solange hatte ich wahrhaftig Kamphus' Pappa noch nie reden hören. Nun war einmal Schweigen tief innerst losgerannt. Döhnes folgten auf Döhnes, Erinnerung auf Erinnerung. „Weiter, immer weiter —!“ riefen wir Kinder nach unserer Gewohnheit immer wieder dazwischen; der eigentliche Zweck der geistlichen Uebung war schier vergessen. Selbst die Olle-Benhäuserin, die sonst am wenigsten im Hause sprach, kramte aus:

Die Schwester des Pastors, eine Gräfin Meerfeld, sei einstmals mit herrlichen Freskallen angerückt. Der Bruder, hocherfreut, überredet sie zu einem schönen Putzwerk und die Gräfin schleppte eigenhändig weit den Korb

Aus der Kettenindustrie

Die letzten Jahre bedeuteten auch für die Kettenindustrie eine schwere Krise. Periodenweise war der größte Teil der Kettenindustrie arbeitslos. Arbeitslosigkeit und Mutlosigkeit sind bekanntlich sehr nahe verwandt und so kam es, daß auch von den Kettenindustriellen sehr viele den Gewerkschaften entfremdet wurden. Daß diese Situation von den Unternehmern ausgenutzt wurde, ist erklärlich. Wenn auch der Kettentarif formell noch gehalten wurde, in Wirklichkeit wurde er von manchen Bezirken stark unterboten. Im Mähmetal, das 5 Prozent unter dem Normaltarif stand, wurde den Arbeitern von einer Firma eine Wiederbeschäftigung in Aussicht gestellt, wenn man sich unterschrieben bereit erkläre 25 Prozent unter Normaltarif zu arbeiten, auf den Urlaub Verzicht zu leisten usw. Sah es unter diesen Umständen unter den Werkskettenschmiedem schon betrüblich aus, dann waren die Verhältnisse unter den Heimarbeitern geradezu trostlos.

Schon seit Jahren besteht zwischen Unternehmer und Gewerkschaften ein Kampf um die Auslegung der Begriffe Hausgewerbetreibende und Heimarbeiter. Da die Abgrenzung zwischen den beiden Orten nicht gradlinig ist, sind die Ansichten über diese Materie in Juristen- und Richterkreisen nicht einheitlich, und man braucht sich über die verschiedenartigen Urteile nicht zu wundern. Da nun die Unternehmer behaupten, nur Hausgewerbetreibende zu beschäftigen, die Gewerkschaften dagegen den Standpunkt vertraten, daß der größte Teil der in Betracht kommenden Schmiede als Heimarbeiter anzusprechen sind, lehnte der Schlichtungsausschuß Haagen merkwürdigerweise eine Regelung der Lohnverhältnisse ab, bis eine Klärung dieser Streitfrage erfolgt sei. Obwohl das Gewerbegericht in Lippstadt das Vorhandensein von Heimarbeitern feststellte, waren die Unternehmer bzw. der Deutsche Kettenverband nicht geneigt, ihren Standpunkt in dieser Frage zu ändern und lehnten nach wie vor in Verhandeln über Heimarbeiterlöhne ab. Diese Ablehnung war um so ungefährlicher, als der allergrößte Teil der Heimarbeiter nicht mehr organisiert war. Die Akkordsätze laufen demzufolge ganz rapide.

In dem Bestreben der einzelnen Unternehmer, von den knappen Aufträgen etwas abzukriegen und wieder „dazwischen zu kommen“, unterboten sie sich in geradezu unverantwortlicher Weise; klagten bei jeder Gelegenheit über die Schmutzkonzurrenz dieses oder jenes Bezirks oder Unternehmers, förderten und nährten und trieben selbst immerfort diese Schmutzkonzurrenz und ließen den armen Heimarbeiter die Zehne bezahlen. Durch die lange Arbeitslosigkeit wurde dieser für jeden Preis, so daß er vielfach bei angestrengtester Akkordarbeit nicht annähernd den Hilfsarbeiterlohn der benachbarten Fabrikbetriebe erreichte. In dieser Situation versuchte der Christliche Metallarbeiterverband für die Heimarbeiter in der Kettenindustrie die Errichtung eines Sachausschusses, der bekanntlich mit rechtsverbindlicher Kraft Mindestlöhne festsetzen kann, zu erreichen. Wenn dieser Plan schon einmal eine Ablehnung erfuhr, dann hat zweifellos neben den unrichtigen Angaben der Unternehmer an die Regierung die Tatsache dazu beigetragen, daß vom D. M. V. einige Monate nach unserem Antrag die Errichtung eines Sachausschusses auf breiterer Grundlage gefordert wurde. Auf unser Drängen wurde die Frage über Errichtung eines Sachausschusses für die Kettenindustrie von der Regierung erneut aufgegriffen und ist jetzt noch nicht zum Abschluß gelangt. Es wurde von uns ganz offen betont, daß unser Antrag auf Errichtung eines Sachausschusses keinen andern Zweck verfolgte, als die Unternehmer

für den Abschluß eines Tarifvertrages für die Heimarbeiter-Kettenschmiede willfährig zu machen. Und das ist uns gelungen. In einer Verhandlung am 5. April d. J., in der der Werkskettentarif eine 7prozentige Aufbesserung erfuhr, erklärten sich die Unternehmer bereit, in einer neuen Verhandlung über die „außertarifliche Vereinbarung einheitlicher Liefersätze für Hausgewerbetreibende Kettenschmiede zu beraten“. Das Ergebnis dieser Verhandlung konnte keineswegs befriedigen, da die dort angebotenen Akkordsätze teilweise noch unter den Sätzen der Werkskettenschmiede liegen, obschon die Heimarbeiter Werkstatt, Werkzeug, Licht, Strom, Koks, Transport selbst zu tragen haben, keinen Urlaub erhalten usw.

Wenn sich anscheinend verschiedene Leute mit diesen geradezu skandalösen Zuständen abgefunden haben, so ist das bedauerlich.

Mit solchen Hungerkuren wird man das Kettengewerbe nicht auf die Beine helfen. Im Mähmetal, wo die Kettenschmiede, von vorübergehenden kurzen Perioden abgesehen, noch stets fast restlos in unserem Verband organisiert waren, lehnten die Heimarbeiter die Anlehnung an dieses untragbare Angebot der Unternehmer ab. Nach vierwöchentlichem Leilstreik kam eine Verhandlung zwischen dem Christlichen Metallarbeiterverband und den im Mähmetal in Betracht kommenden Firmen zustande, wodurch die Akkordsätze um 7—11 Prozent erhöht wurden. Wenn die jetzt gezahlten Akkordsätze auch nicht annähernd die unbedingt notwendige Höhe erreichen, so ist der Erfolg deshalb nicht kleiner. Er ist sogar ganz bedeutend, und zwar grundsätzlicher und materieller Art, wenn man den Zustand vor dem 1. April d. J. in Parallele stellt. Wenn der Erfolg nicht größer war und die tatsächlichen Unkosten nicht voll in Anrechnung kommen, dann ist das nicht Schuld unserer Kollegen im Mähmetal, die eine muster-gültige Geschlossenheit und Disziplin gezeigt haben, sondern jener traurigen Gesellen, die heute noch als unorganisiert herumlaufen, gezwungenmaßen für jeden angebotenen Lohn arbeiten und dadurch ihre Antragsgeber in den Stand setzen, die größte Schmutzkonzurrenz zu treiben.

Dem Deutschen Kettenverband hat ein großer Teil der Fabrikanten die Mitgliedschaft gekündigt, um so von allen verbandlichen und tariflichen Bindungen frei zu sein.

Wenn den unorganisierten Kettenfabrikanten und den nichtorganisierten Kettenschmiedem das Feld der freien Konkurrenz in diesem Ausmaß auch weiter überlassen bleibt, dann werden diese Bönhäfen das Kettengewerbe noch immer weiter auf den Hund bringen. Unternehmer wie Kettenschmiede können daran kein Interesse haben. Beide Parteien sollten alles daran setzen, um ihre früheren Mitglieder wiederzugewinnen. Wenn eine Kartellierung mit gesunden Grundsätzen wichtige volkswirtschaftliche Aufgaben lösen kann, dann in der Kettenindustrie.

Die organisierte Unternehmerschaft und die Gewerkschaften haben beide das gemeinsame Interesse, das Gewerbe zur Gesundung zu bringen. Bei einigen guten Willen und etwas Energie muß es möglich sein, die verhältnismäßig kleine Zahl der Beteiligten (die letzte Betriebszählung meldet in der Kettenindustrie 359 Betriebe mit 3581 beschäftigten Personen) in dieser Frage auf einen Weg zu bringen. Und wenn dann verhütet wird, daß die Ketten nicht erst durch drei bis vier Hände gehen, ehe sie ihr Ziel erreichen, wenn Vorsorge getroffen wird, daß überhaupt jeder unnötige Zwischenhandel ausgeschaltet wird und die überflüssigen Kettenhändler verschwinden, so wird das auch wesentlich zur Gesundung des Kettengewerbes beitragen.

Hr.

durch die sommerheiße Heide bis hinter's Heilige Meer. Dort könne man so romantisch lagern bei prächtigster Aussicht! Aber o weh! da wohnte nur Haggeling in armseliger Plaggenhütte mit seiner zahlreichen Sippe. Und da hinein just ging die Lustreise direkt an den Sieschenstuhl der Frau und die Gräfin ward so erschüttert, daß sie zu allen Leckereien noch ihren kostbaren Familienschmuck der Gelähmten in den Schoß legte.

„Da weiß ich noch ein fein Stücklein —“ schmunzelte Brüggem Hinnerk, stopfte erst seine grüne Pfeife und legte zum Dichten eine Kartoffelschale darauf, und unständlich setzte er auseinander, wo Ketteler mal zufällig an einen Heidehof kommt, um eben mal eine Atempause zu „rösten“. Auch einen Happen mitzuschlingen, denn er sei hellsehen hungrig unterwegs geworden. Die geizige Frau stotterte, sie hätte leider alle schon gegessen, nur für den Schäfer, der immer später von der Heide treibe, stände der Kump noch auf dem Tisch. „Das schmeckt mir just so gut, Madam —!“ lächelt Ketteler — denn diesen Kump eben wollte der Pastor, darauf hatte er es abgesehen, auf nichts anderes, und da merkte die Bäuerin voll Schrecken, daß er nur die Speisen der Aermsten kontrollieren wollte und trug schnell blankte Schinken mit Rührei auf, dran der alte Schäfer voll staunendem Behagen festlich sich labte und teilnahm mit dem Pastor. „Ja frog em jedesmal in de Bichte, of he of datfelbe Etten fregeu haw as Ji —“ hub Ketteler nun warnend den Zeigefinger — „he mott't mi nu altid seggen, anners frigg hu nich de Absolution! Un wann he nich ale Sömdage wat Extras frigg, dann will ik in de Predigt Di wissen, wat Du bis!“

„Wissertwooll — wissertwooll“ schmunzelte der Olle Behäuser — „nur immer erzählen, wer was weiß — nicht bange sein — Ketteler hört ja selbst nicht mehr zu: also —?“

„Nanner mol kump he bi'n riken Weglißbur. „Kiek as an —“ segg Ketteler — „lauter dicke Posammenbaden um den Tisch?“. „Jan, et geht us heller gut, Här Pastor —!“ segg de Bur. „Na, einmal hier, möcht ich ganz gern u lücken Schläffchen tun — aber ihr habt wohl kein Bett mehr frei?“ segg der Pastor. „Watt —?“ proste de dicke Bur — „twe Bedde hant altid noch örrig!“ „Co? na dann kann ich ja gleich für arme Leute eins aufspaden!“ röp de Pastor Ketteler un geut all mit Vertüssen van Bettladen up'n Rücken ut de Hielendöhr rut —“, so

klönte selbst Dieckmanns Job zu unser aller Verwunderung jetzt auch dazwischen.

„Ja, so war es, genau so —“ bestätigte Großvater —, aber weil du selber Arzt bist —, wandte er sich an den Doktor —, magst du's wohl nicht berichten, was kurz darauf geschah, ganz Breischen war ja voll davon:

Wieder einmal kam Ketteler von der Vernehmung eines Sterbenden an hartem Wintertag und vernahm, wie Fissen Moder ihre Stunde erwartete. Der Bauer war just am Dreschen und hörte nicht. Er hörte wohl mit Absicht nicht und dachte nur den Arzt zu sparen, denn Kuh und Pferd kriegen ihr Junges ja auch ohne ihn. Kurzerhand reißt der Pastor den Dreschflegel an sich: „Forts in 't Dorp — ik döske so lang!“ Und drosch ins Stroh, diereil der Bauer zum Arzt lief. Die Nachbarn rannten zusammen und bestaunten das Bild „Ja —!“ rief Ketteler mit Donnerstimme — „Fissen geht bankerott, eh er zum Arzt schickt — darum hilft der Pastor dreschen!“

„Das war noch besser erzählt —!“ griff Doktor Buring auf — „aber hört man dies:

„Bei der Prozession am Schluß der Sankt Annen-Oktav trug Ketteler selber die Monstranz, und als sie am verloderten Gehöft des Luderjans vorüberzogen, da blieb er halten mitten in der Prozession, einen Augenblick, und kehrte das Hochwürdigste funkelnd hoch in die Luft ab, als wende Gott in persona dem Sauffack den Rücken zu! Jedermann schau derte, der's sah... Aber halt, hierbei fällt mir noch Besseres ein: Wat es nicht Himmelshahrt? Da schritt er, an jeder Hand eines jener traucigen rhabittischen Dorfstruppelchen, die man in der Eifel „Miseräbelden“ nennt (Opfer des Schnapstentfels), im priesterlichen Talar mitten durch die Kirche und führte die Kretins beide bis vorn an die Kommunionbank, wo sie wie blöde Tiere dann stehen blieben. Selbst unten im Turm verstaunte das Käußern und Spucken. Jeder erkannte das furchtbare Gleichnis und die Namen der Eltern schwebten wie Gespenster durch das Gotteshaus!“

„Ja ja,“ sagte der Großvater, „so einen großen Mann wie Ketteler sehen wir kaum mehr wieder!“

Arbeitsrecht

Sozialversicherung

Nummer 12

Duisburg, den 30. Juli 1927

Nummer 12

Beruf und Werk, Gewerbe und Betrieb

Wenn der Staat das System der Wirtschaftsdemokratie auf den Arbeitsvertrag anwenden will, so kann er nicht seine staatlichen Machtbefugnisse der Vielzahl der Beteiligten, den einzelnen Arbeitgebern und den einzelnen Arbeitnehmern übertragen. Das ist aus praktischen Gründen unmöglich. Er muß sich vielmehr bestimmter Organe bedienen. Diese müssen sowohl zum Verkehr mit dem Staate geeignet sein, wie in innigster Fühlung mit denen stehen, die sie zu vertreten haben. Solche Organe können entweder Einzelpersonen oder Körperschaften sein.

In unserem Falle war die Frage nicht schwer zu lösen, welche Organe auf Arbeitgeberseite zur Regelung des Arbeitsvertrages heranzuziehen seien. Es gab nur eine mögliche Antwort: die einzelnen Arbeitgeber und die Arbeitgeberverbände. Hieraus ergeben sich in grundsätzlicher Hinsicht keine Schwierigkeiten. Auf die rechtliche Seite der Angelegenheit ist später zurückzukommen.

Ungleich schwieriger gestaltet sich das Problem, wenn man die Arbeitnehmerseite ins Auge faßt. Die einzelner Arbeitnehmer als Organ der Wirtschaftsdemokratie zu bestellen, wäre unsinnig gewesen. Weder theoretisch noch praktisch hätte man dadurch etwas erreichen können. Der Arbeitnehmer war ja rechtlich bisher schon Herr seines Arbeitsvertrags. Seine Rechtsstellung war verhältnismäßig gut; nur konnte er von der formalen Gleichberechtigung infolge der Verteilung der Machtverhältnisse — die Macht war überwiegend auf Arbeitgeberseite — nur selten einen ihm nützlichen Gebrauch machen. Hätte man den einzelnen Arbeitnehmer zum Organ der Wirtschaftsdemokratie bestimmt, so wäre hieran nichts geändert worden. Man mußte also auf Arbeitnehmerseite diese Aufgaben der wirtschaftlichen Selbstverwaltung Körperschaften übertragen. Aber welchen? Es gibt viele Körperschaften, die in Frage kommen, und obgleich die deutsche Arbeitnehmerbewegung eine gewisse Tradition aufzuweisen hat, so ist in organisatorischer Hinsicht manches im Fluß. Betrachtet man die Dinge nüchtern, unter Würdigung der geschichtlichen Entwicklung, der tatsächlichen Machtverhältnisse und des lebendigen Bewußtseins der Arbeitnehmer, so kommen ernstlich nur die Gewerkschaften und die Betriebsvertretungen in Frage. Auf die rechtlichen Begriffe dieser Körperschaften ist erst später einzugehen.

Das schwierigste Problem in diesem Zusammenhange ist, die Sphären der Gewerkschaften und der Betriebsvertretungen gegeneinander abzugrenzen. Nach dem heutigen Stande der Gesetzgebung sind die hierbei entstehenden Rechtsfragen verhältnismäßig leicht zu lösen. Aber in gesellschaftlicher Hinsicht tauchen hier

komplizierte Fragen auf. Wie bereits angedeutet, sollen die Organe der Wirtschaftsdemokratie möglichst zwanglos und natürlich aus dem Kreise der Beteiligten herauswachsen. Träger der Wirtschaftsdemokratie sind am besten Organe, die von sich aus schon vorhanden sind und die der Staat nicht erst geschaffen hat. Es ist auch grundsätzlich nicht Sache des Staates, sich in die Organisationsverhältnisse von Arbeitgebern und Arbeitnehmern einzumischen, und es wäre im allgemeinen durchaus verfehlt, wollte der Staat hier gewaltsam Entwicklungen hemmen oder fördern, indem er gesetzgeberisch die eine Organisation benachteiligt, die andere bevorzugt. Er muß jeder Organisation zukommen lassen, worauf sie Anspruch hat. Gerade deshalb muß man sich über die Abgrenzung der Sphäre der Gewerkschaften und der Betriebsvertretungen klar sein. Man kann die Dinge von verschiedenen Standpunkten aus beurteilen:

1. Zunächst kann man die Frage als eine taktisch-machtpolitische behandeln. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, macht es allerdings einen Unterschied, ob eine Frage vor das Forum der Gewerkschaften oder der Betriebsvertretungen kommt. Die Gewerkschaften — namentlich wenn alle beteiligten Gewerkschaften einheitlich zusammenhalten — stellen die geschlossene Organisation der Arbeitnehmer dar. Sie sind die energischste Zusammenfassung und höchste sozialpolitische Kraftentfaltung des werktätigen Volkes. Die Betriebsvertretungen dagegen brauchen zwar nicht machtlos zu sein; aber ihrer Natur nach sind sie weniger stoßkräftig als die Gewerkschaften. Es fehlt hier oft sowohl an Erfahrung wie an realer Macht wie innerer Begeisterung. Daraus ergibt sich: Wird eine Sache mit den Gewerkschaften geregelt, so pflegt die taktisch-machtpolitische Lage für die Arbeitgeber ungünstiger, für die Arbeitnehmer günstiger zu sein, als wenn die Angelegenheit durch die Betriebsvertretungen erledigt wird. Ausnahmen kommen natürlich vor. Jedoch sollten derartige Erwägungen weder bei den Arbeitgebern noch bei den Arbeit-

nehmern die endgültige Stellungnahme herbeiführen.

2. Man kann sich die Lösung des Problems bequem machen und sagen: Alles, was nur einen Betrieb angeht, gehört vor die Betriebsvertretung; alles, was mehr als einen Betrieb in Mitleidenschaft zieht, muß den Gewerkschaften überwiesen werden. Das ist eine äußerliche Betrachtungsweise. In vielen Fällen kann sie der Praxis als Richtschnur dienen. Aber sie reicht nicht aus und kommt nicht an die Wurzel der Frage heran.

3. Leider kann in dieser Schrift die Kernfrage nur gestreift werden. Es handelt sich nämlich im Grunde genommen um ein seelisches Problem. Im Gegensatz zu früheren Zeiten ist gegenwärtig der Arbeitnehmer nicht mehr Eigentümer seiner Produk-



Joseph Winkler

der Dichter der modernen Industrie,

der sprachgewaltigste unter den modernen deutschen Dichtern. Unserer Bewegung nahestehend, arbeitete er in der sozialen Studentenbewegung beachtenswert mit. Eines Tages (1913) erschien im Inselverlag in Leipzig ein Bändchen Gedichte „Eiserne Sonette“. Namenlos. Die Öffentlichkeit sollte entscheiden. Es war der erste Gang über die moderne Industriewirtschaft. Er ist bis heute unerreicht ihr höchster geblieben. Jeder denkende Kollege sollte dieses Büchlein besitzen.

Von seinen Romanen können wir den „Pumpenickel“, ein prächtiges, köstliches, naives Buch, unseren Kollegen nur empfehlen. Die „Geschichten um Ketteler“ in dieser Nummer sind diesem Buche entnommen.

sionsmittel, er ist von ihnen getrennt. Das ist zunächst ein gesellschaftlicher und juristischer Zustand. Aber daraus haben sich noch weitere Fragen entwickelt, und so ist auch ein besonderer seelischer Zustand hervorgebracht worden. Denn mit der rechtlichen Trennung des Arbeitnehmers von seinen Produktionsmitteln ging auch eine innerliche und geistige Isolierung des Arbeitnehmers Hand in Hand und — worauf es hier ankommt — der Arbeitnehmer verlor sein Berufsgefühl. Er fühlt sich heute zum Teil nur noch wenig mit seinem Berufe, mit seiner Arbeit seelisch verwachsen. Mit Rücksicht auf die Untersuchungen Theodor Brauers über diesen Gegenstand und die, die Dickmann daran angeschlossen hat, brauchen wir das nicht näher ins Auge zu fassen. Angeblich ist der moderne Arbeitnehmer auch seelisch zum Teil seinem Betrieb entfremdet worden. Der Arbeitnehmer kann ja heute seiner Arbeit nicht an einer beliebigen Stelle des Weltensystems nachgehen, sondern er muß sich und seine Arbeitskraft regelmäßig an einen bestimmten Betrieb hineinverdingen. Jeder normale Mensch hat unter gewöhnlichen Verhältnissen eine natürliche Freude an seiner Arbeit und an seinem Betrieb. Er gibt sich dem Betriebe hin, er arbeitet für ihn, er lebt für ihn, er sorgt für ihn. Alles in allem: er ist eben sein Betrieb, wenn er auch nicht Eigentümer des Betriebes ist. Heute mangelt es aber aus begreiflichen Gründen an dieser Einstellung zum Betriebe. Die Vorstellung des Betriebes ist für manchen Arbeitnehmer mit recht unangenehmen Empfindungen verknüpft. Man geht oft nur mit Widerwillen in den Betrieb, erblickt in ihm eine Ausbeutungsanstalt, eine Knochenmühle usw., Man möchte wünschen, daß der Betrieb abbrennt, wenn man nicht befürchtete, dadurch ertwerbslos zu werden. Nichtsdestoweniger sind auch jetzt noch kräftige Ansätze zu einem Betriebsgefühl vorhanden, und auch in unserer Zeit ist trotz allem das Empfinden für diese Zusammenhänge keineswegs ausgestorben. Wenn auch unbewußt, so stehen doch die meisten Arbeiter noch in einem gewissen, wenn auch nur schwachen, inneren positiven Verhältnis zu ihrem Betrieb. Nicht selten sind sie stolz auf ihren Betrieb, und oft genug rühmen sie sich, gerade hier und nicht anderwärts beschäftigt zu sein, mögen sie auch noch so sehr auf ihren Arbeitgeber schimpfen — genau so, wie im Krieg jeder Soldat auf seinen Truppenteil stolz war, und wenn es sich auch nur um ein Armierungsbataillon oder eine Trainkolonne handelte. Für diese Einstellung zum Betrieb ließen sich viele Belege mit Leichtigkeit beibringen. Hier sei nur ein eigentümlicher Beweis vorgeführt: Ende Juni 1924 fand die Berliner Sportwoche statt. Ein Glied dieser Sportwoche

bildete die sogenannte „Industriestaffel“. Verschiedene Betriebe, so die Oberpostdirektion, die Reichsbahn, die Reichsbank, die Commerz- und Privatbank, die Knorrbremse usw., hatten Mannschaften zusammengestellt, die je aus acht Leichtathleten, vier Radfahrern, drei Schwimmern und einem Riemenspieler bestanden. Die Mannschaften traten untereinander in Konkurrenz. Hier hat sicherlich der Wille, den Ruhm des Betriebes zu mehren, bei den streitenden Sportlern eine Rolle gespielt, und nachdem die Mannschaft der Oberpostdirektion Berlin 1 den Sieg davongetragen hat, wird mancher Postbeamte sich gestreut haben, weil gerade sein Betrieb es war, dem die Siegespalme zuerkannt wurde. Dieses Betriebsgefühl muß in vernünftiger Weise gepflegt werden. Wenn wir das tun, tragen wir dazu bei, daß der deutsche Arbeitnehmer wieder innerlich mit der Wirtschaft verwächst. Allerdings meine ich, daß sowohl die gelben als auch die syndikalistischen Organisationen, die beide ausgesprochene Betriebsorganisationen sind, und in einem grundsätzlichen und schroffen Gegensatz zu den Zentralgewerkschaften stehen, die Dinge nicht im richtigen Zusammenhang sehen und vieles maßlos übertreiben. Voranstehen muß die Pflege des Berufsgefühls, und das Betriebsgefühl kann erst in zweiter Linie genannt werden; denn das Berufsgefühl ist konkreter und individueller, da jeder moderne Betrieb mehrere Berufe aufweist und da die berufliche Eigenart der Arbeit und auch dem einzelnen Menschen seelisch nähergeht. Außerdem ist im allgemeinen für den Menschen der Beruf etwas Dauerndes und geeignet, ihn normalerweise bis zum Grabe zu begleiten, während der Betrieb erfahrungsgemäß einem häufigeren Wechsel unterliegt. Immerhin muß das Betriebsgefühl, wie bereits ausgeführt, sorgsam gepflegt werden, damit der Arbeitnehmer innerlich mehr am Betriebe interessiert wird, damit er sich nicht im Betriebe verlaufen vorkommt und damit er sich wieder mehr als Betriebsangehöriger fühlt. Von diesem Gedanken muß die ganze Arbeit der Betriebsvertretung getragen sein. Denn das ist der hohe Sinn des Betriebsratsgesetzes: es will weniger dem Arbeitnehmer dieses oder jenes Einzelrecht geben, sondern es will ihn wieder in die Wirtschaft, in den Betrieb als gleichberechtigten Faktor hineinstellen und so den Arbeitnehmer rechtlich, seelisch und tatsächlich wieder mit Betrieb und Wirtschaft verflechten. Erst aus solcher — hier nur angedeuteter — Gegenüberstellung und Abwägung kann sich eine brauchbare Begrenzung der beiderseitigen Sphären von Gewerkschaft und Betriebsvertretungen finden lassen.

W. Herschel.

Deutscher Krankenfassenkongress 1927

Der Gesamtverband deutscher Krankenkassen hielt am 4. und 5. Juni d. J. unter Leitung von Franz Behrens seinen 11. Kongress in Konstanz ab. Außer den rein organisatorischen Angelegenheiten des Gesamtverbandes standen folgende Thematika zur Verhandlung:

Die Krankenversicherung auf der Internationalen Arbeitskonferenz in Genf; Gesundheitsfürsorge in der Reichsversicherung; der Anteil der Infektionskrankheiten an der Säuglingssterblichkeit; die Gesundheitsfürsorge in der Reichsversicherung und die Krankenkassen

Oliver Twist

Von Charles Dickens.

V.

Sobald Oliver im Laden des Leichenbestatters allein gelassen war, setzte er seine Lampe auf eine Bank, und Furcht und Grauen durchschauerte ihn. Mitten im Gemach stand ein neuer, fast fertiger Sarg; die schon zugeschnittenen, an die Wände umher gelehnten Bretter erschienen ihm beim matten Lampenlichte wie Geister. Auf dem Boden lagen große Nägel, Holzspäne, Stücke schwarzen Luchs und Sargembleme, und an der Wand über dem Ladentische hing das grauenhafte Bild eines Leichenzugs. Die Luft war drückend heiß; sie dächte Oliver wie Grabesluft, die Öffnung zu seiner Ruhestätte unter dem Ladentische wie ein gähnerdes Grab.

Unfähliche Angstphantasien machten ihn endlich müde, er lehnte sich an eine Bank und schlief ein, während ihm die traurige Lärmglocke Träume zuführte im Schlummer.

Er wurde am folgenden Morgen durch ein lautes Pochen an der Ladentür aus seinem unruhigen Schlafe geweckt; dasselbe wiederholte sich, ehe er in seine Kleider schlüpfen konnte, ungefähr fünfundzwanzigmal und in ungestüme Peise. Als er die Kette zu lösen begann, hörten die Beine zu stoßen auf, und eine Stimme ließ sich vernehmen.

„Öffne die Tür, wird's bald?“ rief die Stimme, die zu den Beinen gehörte.

„Sofort, Sir,“ erwiderte Oliver, indem er die Kette losmachte und den Schlüssel umdrehte.

„Ich vermute, du bist der neue Lehrling, nicht wahr?“ sprach die Stimme durch das Schlüsselloch.

„Ja, Sir,“ antwortete Oliver.

„Wie alt bist du?“ fragte die Stimme weiter.

„Zehn Jahre, Sir,“ entgegnete Oliver.

„Dann werde ich dich prügeln, wenn ich hineinkomme,“ sagte die Stimme; „du wirst gleich sehen, daß ich es tue, du Armenhäusler!“

Oliver hatte schon zu oft das angedrohte Schicksal über sich ergehen lassen müssen, um den leisesten Zweifel zu hegen, daß der Besitzer der Stimme, wer es auch sein mochte, sein Versprechen wahr machen würde. Er schob den Kiegel mit zitternder Hand zurück und öffnete die Tür.

Ein paar Sekunden lang blickte Oliver die Straße auf und ab, weil er glaubte, der unbekannt Besucher, der ihn durch das Schlüsselloch angedroht hatte, habe sich einige Schritte entfernt, um sich zu erwärmen; denn es war niemand zu sehen, außer einem großen Armenknaben, der auf einem Pfosten vor dem Hause saß und ein Butterbrot verzehrte.

„Verzeihen Sie, Sir,“ sagte Oliver endlich, da er keinen anderen Besucher erblicken konnte, „haben Sie geklopft?“

„Ja, ich habe mit den Füßen an die Tür gestoßen,“ erwiderte der Armenknabe.

„Wünschen Sie einen Sarg, Sir?“ fragte Oliver unschuldig.

„Es wird nicht lange währen, bis du selbst einen brauchst,“ war die zornige Antwort, „wenn du Scherz mit Leuten treibst, die dir zu befehlen haben. Weißt du nicht, wer ich bin? Noah Claypole, und du bist mir untergeben, Musjō Ohnevater. Öffne die Fensterläden, Faulpelz!“

Oliver tat, wie ihm geheißen war, und gleich darauf erschien Mr. und Mrs. Sowerberry. Oliver und sein neuer Tyrann wurden in die Küche geschickt, um ihr Frühstück zu erhalten. Charlotte, die Köchin, bedachte Noah gut und Oliver desto schlechter, der obenein von jenem sehr unangenehm in einen dunklen Winkel gestoßen und vielfach gehänselt wurde.

Noah war ein Freischüler, aber doch keine Waise aus dem Armenhause. Sein Stammesbaum war ihm sehr wohl bekannt; seine Eltern wohnten in der Nachbarschaft. Seine Mutter war eine Waschfrau und sein Vater ein pensionierter, täglich betrunken Soldat. Die Ladenburschen nannten ihn verächtlich „Lederhose“, und so fort, was er schweigend duldete, dagegen aber nunmehr mit desto größerem Unmute einen Schwächeren und

in der öffentlichen Kritik. Das letztgenannte Thema gab dem Kongreß ein besonderes Gesicht. Seit Jahr und Tag schon stehen die Krankenkassen in einer Kritik, die das zulässige Maß weit überschreitet. Je näher aber der Zeitpunkt heranrückt, an dem die geplante Reform der Krankenversicherung verwirklicht werden soll, um so wüster gestaltet sich das Kesseltreiben gegen die Krankenkassen — wahrscheinlich nur deshalb, weil es für verschiedene Interessenten vorteilhaft ist, in Deckung hinter den eigenen Staubwolken ihren eigenen Vorteil wahrzunehmen. Der Kampf gegen die Krankenkassen ernährt ohne Zweifel bereits eine Anzahl Journalisten. Wollte man allen Behauptungen Glauben schenken, so gibt es auf Gottes Erdboden bald nichts Korrupteres als die deutschen Krankenkassen, besonders aber die Ortskrankenkassen. Wie sie mit dem Gelde der Versicherten (und der Wirtschaft natürlich) nasen, wie sie Verwaltungspaläste bauen, stolz von Marmor und Marmor, wie sie den Angestellten und Vorstandsmitgliedern (zumal wenn sie ein genehmes Parteibuch in der Tasche haben) auf Kosten der Versicherten zu hohen Einkommen, zu allen Annehmlichkeiten des Lebens verhelfen, während die von den Krankenkassen abhängigen Ärzte Hunger leiden müssen und nach allen Regeln der Kunst drangsaliiert werden; wie die Krankenkassenvorstände die personifizierte Unfähigkeit sind und im Glauben, besser wirtschaften zu können als die Privatwirtschaft, Riesensummen in wirtschaftlichen Unternehmungen verpulvern — das alles ist dem deutschen Zeitungsleser nachhaltigst immer wieder aufgetischt worden. Ja, selbst Leute, die es besser wissen müßten, wie z. B. der Reichstagsabgeordnete und Handelskammersyndikus Dr. Hugo (Bochum), erlagen der Suggestion durch die Ortskrankenkassengegner, indem sie daran glaubten und es als lautere Wahrheit vortrugen, daß 51 Prozent aller Ausgaben der Krankenkassen Verwaltungsausgaben seien (dabei sind es in Wirklichkeit ganze 6,8 Prozent).

Mit dem groben Unfug dieser Verdächtigungen aufzuräumen, war die Hauptaufgabe des Konstanzer Kongresses. Der Gesamtverband der Krankenkassen hatte die Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände und den Ärzteverband ersucht, auf der Tagung vorzutragen, was man an den Krankenkassen auszusetzen habe. Für die Arbeitgeber erschien Dr. Erdmann (Berlin) und für die Ärzte Dr. Sievers (Hannover). Dr. Erdmann hatte in kluger

Ueberlegung bereits herausgefunden, daß es nicht gut sei, in das Horn jener zu blasen, denen zahlreiche, den Unternehmerkreisen nahestehende Zeitungen gegen die Krankenkassen Unterstützung geschenkt hatten. Vorsichtig kleidete Dr. Erdmann seine Kritik in die Form von Wünschen, die — sieht man von der Beurteilung der Eigenbetriebe usw. ab — schließlich von jedermann vertreten werden können und müssen. Die Arbeitgeber haben inzwischen auch insofern „ein Haar in der Butter“ gefunden, als sich die Kritik gegen die Krankenkassen auch gegen zahlreiche hier tätige prominente Arbeitgebervertreter richtet, ohne deren Zustimmung wichtige Dinge gar nicht erledigt werden können.

Im Vollgefühl sicherer Ueberlegenheit zog jedoch der Vertreter der Ärzte in die Kampfarena. Es wäre zuviel behauptet, wollte man sagen, wie ein gerupfter Hahn habe er die Arena wieder verlassen. Aber eine Niederlage war es, die allgemein erkennen ließ, wie wenig innerliche Berechtigung dem Kampf der Ärzte gegen die Krankenkassen innewohnt und wie schwach die Argumente der kampffrohen Ärzte sind, wenn sie Sachkennern vorgebracht werden.

Was wollen die Ärzte bzw. deren Kampforganisationen? — 1. Freie Arztwahl oder, wie sie erklären, jedem Erkrankten den Arzt seines Vertrauens; 2. Ausschaltung der Krankenkassen aus dem Verhältnis des Arztes zu den Patienten; 3. Selbstverwaltung der Ärzte über die von den Krankenkassen aufgetragenen Mittel für ärztliche Behandlung; 4. eine Honorierung, die keine Dienstmannsbezahlung ist; 5. Beseitigung der Selbstabgabe von Heilmitteln und der Eigenbetriebe durch die Krankenkassen.

Reichstagsabgeordneter Becker (Arnsberg) führte diese Forderungen der Ärzte auf ihren wahren Wert zurück: Die freie Arztwahl ist weitgehendst durchgeführt. Von 38 717 Ärzten sind nur 3413 Ärzte nicht zur Krankenpraxis zugelassen, obschon diese Ärzte das wünschten. Die Nichtzulassung erklärt sich aus Vereinbarungen zwischen Ärzten und Krankenkassen, die auf je 1350 — oder, wo die Familienhilfe eingeführt ist, auf 1000 — Versicherte einen zur Kassenpraxis zugelassenen Arzt vorsehen. In den Großstädten aber massieren sich die Ärzte an Zahl so, daß würden sie alle berücksichtigt, die Krankenkassen-Nahrungsdecke für den einzelnen sehr knapp werden würde oder das Werben um die Gunst der Patienten würde zum Ruin der Kassen führen. In Berlin werden allein 700 überzählige Ärzte gezählt. Diese

Arbeiterschicksal

Joseph Winkler.

Morgens im Dämmer sitzen die Sybillen vorm Tor des Werks, und hastig runen, raunen und murmeln sie die dunklen Schicksalslaunen wabernd, bis zu den Häuptern fahl in Hüllen. Wie Sphynge brüten sie, beschwörend, lauernd, näher lauernd rechts, links am Portal . . . und lassen der Arbeiter unzählig stumpfdunkle Massen keuchend gehn hindurch, in Frühwind schauernd.

Wer weiß, wenn stumm vor Tag die Schicht beginnt, ob er sein Totenhemd am Leibe trägt, ob ihm die Norne schon Verderben spinnt? Die Uhr geht überm Eingang wie ein Rad gleichmäßig weiter, zählt, zählt, schlägt; kalt blinkt herab ihr weißes Stundenblatt.

Elternlosen behandelte, den er als solchen tief unter sich sah. — Welch ein köstlicher Stoff zu Betrachtungen über die lebenswürdige menschliche Natur, deren vortreffliche Eigenschaften sich beim hochstehenden Lord wie beim Armenknaben offenbaren!

Oliver hatte sich drei bis vier Wochen bei Mr. Sowerberry befunden, als derselbe einst gegen seine Hauschre die Rede auf ihn brachte. „Der Knabe sieht wirklich gut aus“, bemerkte er.

„Kein Wunder“, entgegnete sie, „denn er ist genug.“

„Er hat ein äußerst melancholisches Gesicht und sieht innerlich so trüblich aus, daß er wirklich einen vortrefflichen Stummen*) abgeben würde.“

Seine Gattin sah ihn verwundert an, und er fuhr fort: „Ich meine nicht bei Erwachsenen, sondern bei Kinderbegräbnissen. 's ist etwas Neues, auch zu dergleichen kleine Stumme zu stellen, und man kann sich etwas davon versprechen.“

Mrs. Sowerberry, die für Geschäftsfachen ein gutes Verständnis besaß, war von der Neuheit des Gedankens überrascht; da es aber gegen ihre Würde verstößen haben würde, wenn sie dies zugegeben hätte, so fragte sie nur mit großer Schärfe im Ton, warum ihr einfältiger Eheherr denn nicht schon längst daran gedacht habe, und Mr. Sowerberry, der dies als Zustimmung auslegte, beschloß, Oliver in die Mysterien des Leichenbestattergeschäfts einzuweißen und sich daher von ihm zum ersten besten vorkommenden Begräbnisse begleiten zu lassen. Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten, denn eine halbe Stunde darauf erschien Bumble mit dem Auftrage zu einem Kirchspielbegräbnisse.

Mr. Sowerberry ordnete die erforderlichen Vorbereitungen an und befohl Oliver, mit ihm zu gehen. Sie begaben sich nach dem bezeichneten Hause, um das Maß zum Sarge zu nehmen, wo sich ihren Blicken eine Szene des grauenvollsten Elends darbot, die auf Oliver, obgleich er an Elend so wohl gewöhnt war, den peinlichsten Eindruck machte.

*) Die stummen Diener des Leichenbestatters, die vor den Türen der Trauerhäuser stehen.

Am folgenden Tage, der rauh und regnerisch war, wiederholten sie ihren Besuch; die Leiche wurde in den Sarg gelegt, jede Anordnung war getroffen. Mr. Sowerberry sagte den Trägern, sie möchten sich spüten und den Geistlichen nicht warten lassen; es wäre schon spät. Die Träger setzten sich in eine Art von Trab, und Oliver mußte fast laufen, um mitkommen zu können. Der Geistliche war noch nicht angelangt, der Sarg wurde in einem entfernten Winkel des Kirchhofs neben der Gruft einseitig niedergerückt, und Mr. Sowerberry und Bumble setzten sich zum Küster in die Sakristei an das Feuer und nahmen die Zeitungen zur Hand.

Nach einer halben Stunde erschien der Geistliche, Bumble verjagte die Gassenbuben, die sich damit unterhielten, her- und hinüber über den Sarg zu springen, der Geistliche las eilend die Gebete, entfernte sich wieder, der Sarg wurde eingesenkt, die Grube zugeworfen und alle begaben sich auf den Heimweg.

„Nun, Oliver, wie hat dir's gefallen?“ fragte Mr. Sowerberry.

„Recht gut, bedanke mich, Sir“, antwortete Oliver zögernd: „aber doch eigentlich nicht sehr gut.“

„Wirst dich schon daran gewöhnen“, sagte der Leichenbesorger; „und 's ist gar nichts, wenn du's erst gewöhnt bist.“

Oliver hätte gern gewußt, wie lange es gedauert, ehe Mr. Sowerberry sich daran gewöhnt, wagte jedoch nicht zu fragen und kehrte gedankenvoll mit seinem Herrn nach Hause zurück.

Es trat gerade eine sehr ungesunde Zeit ein, und Oliver sammelte daher in wenigen Wochen viel Erfahrung. Die Erfolge der scharfsinnigen Spekulation Mr. Sowerberrys übertrafen alle seine Erwartungen. Die ältesten Leute wußten sich nicht zu erinnern, daß so viele Kinder in den Masern gestorben waren, und Oliver, mit schwarzen, bis an die Knie herunterreichenden Hutbändern, führte einen Leichenzug nach dem anderen an. Die Mütter bewunderten ihn über die Massen und waren unbeschreiblich gerührt. Da er seinen Herrn auch zu den meisten Begräbnissen von Erwachsenen begleiten mußte, um sich die für einen vollkommenen Leichenbestatter so notwendige gemessene Ruhe und Selbstbeherrschung anzunehmen

Ärzte haben die Möglichkeit, Privatpraxis auszuüben. Aber unmöglich können sie verlangen, daß die Krankenkassen ihnen ein auskömmliches Dasein garantieren müssen. Niemand fragt die Krankenkassen, ob er Medizin studieren und wo er sich zur ärztlichen Praxis niederlassen darf. Ausgeschaltet sind also nur die viel zu vielen Ärzte in den Großstädten. Daß aber in den Großstädten der „Arzt des Vertrauens“ von besonderer Bedeutung für die Versicherten ist, kann wohl schwerlich behauptet werden.

Die Ärzte wollen nicht in der Zwangsjacke der Krankenkassen stecken. Niemand soll sich zwischen Arzt und Patienten drängen. Aber bezahlen sollen die Kassen. Nach weitestgehender Auffassung in ärztlichen Kreisen sind die Kassen nur da, um den Ärzten ein angemessenes Honorar zu garantieren. Die Verteilung des Honorars wollen die Ärzte selbst vornehmen. Ob der Erkrankte dann noch Krankengeld erhält, wer über die Arbeitsfähigkeit des Erkrankten entscheidet, darüber wollen sich die Ärzte nicht den Kopf zerbrechen. Ihr Ziel ist, die Krankenversicherung abzulösen durch eine Ärzteversicherung, zu der die Arbeitnehmer die Beiträge leisten. Anscheinend geht es den Ärzten, die solche Auffassungen vertreten, zu gut, sonst würden sie nicht daran denken, ernsthaft solche Gedanken vorzutragen.

Die „Dienstmannsbezahlung“ der Ärzte durch die Krankenkassen kann sich, trotzdem behauptet wird, eine Leistung würde nur mit 80 Pfennig honoriert, sehr wohl sehen lassen. Ein Jahreseinkommen im Durchschnitt von 13 735 M aus Kassenpraxis ist kein „Pappenstiel“. Wie aber mag eine Einzelleistung zu 80 Pfg. aussehen, wenn ein solches Jahreseinkommen erzielt wird? Im Jahre 1914 erhielten die Ärzte von den Krankenkassen insgesamt

104 Millionen Mark Honorar, im Jahre 1925 waren es 241 Millionen Mark. Von 6,60 M pro Versicherten stieg das Arzt-honorar auf 13,22 M. Inzwischen haben die Ärzte — gleich den Hebammen — durch die Fürsorge, die ihnen im Preussischen Wohlfahrtsministerium zuteil wird, ihre Honorare weiter stark gesteigert, so daß man heute mit der dreifach gesteigerten Ausgabe der Krankenkassen an Arzthonoraren usw. gegenüber der Vorkriegszeit rechnen darf. Das läßt sich sehen, und es liegt absolut kein Grund vor, von einer Dienstmannsentlohnung zu sprechen.

Was aber die Selbstabgabe von Heilmitteln (Verbandwatte, Brillen, Bruchbändern usw.) sowie die Eigenbetriebe der Krankenkassen anbelangt (Genesendenheime, Lichtheilbehandlungsinstitute, Badeanstalten usw.), so muß das Recht der Krankenkassen unangetastet bleiben, sollen sie nicht in ständiger Gefahr stehen, einer privatwirtschaftlich-monopolistischen Ausbeutung anheimzufallen.

Auf der Konstanzer Tagung erklärte der Vertreter des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften, daß die Krankenkassen in der Abwehr ungerechtfertigter Ansprüche der Interessenten die Gewerkschaften hinter sich stehen hätten. Die Gewerkschaften können auch nicht anders, wenn ihr Bemühen um die Hebung des Reallohnes nicht erfolglos sein soll. Die Beiträge zur Sozialversicherung haben eine Höhe erreicht, die ein „Stoppen“ gebieterisch verlangt. Auf keinen Fall aber geht es an, daß die Beiträge noch höher geschraubt werden, um die Ansprüche der Ärzte, Zahnärzte, Hebammen, Apotheker und sonstigen Lieferanten zu befriedigen. Die Arbeitnehmerschaft hat alle Veranlassung, darauf zu achten, daß die Krankenversicherung für die Versicherten geschaffen worden ist.

Waisenbeihilfe nach dem Reichsversorgungsgesetz

Nach den Bestimmungen des Reichsversorgungsgesetzes erhält die eheliche einfache Waise eines verstorbenen Kriegsdienstbeschäftigten bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres eine Waisenrente in Höhe von 25 Prozent der Vollrente des Verstorbenen, die Doppelwaise eine Rente im Betrage von 40 Prozent der Vollrente des Verstorbenen. Voraussetzung zum Bezuge dieser Unterstützung ist aber, daß der Tod infolge der Dienstbeschädigung eingetreten ist. War hingegen der Tod nicht die Folge der Dienstbeschädigung, so kann dem Kinde eines Rentenempfängers im Falle der Bedürftigkeit keine Waisenrente, wohl aber eine Waisenbeihilfe gewährt werden, welche nach den gesetzlichen Bestimmungen bisher zwei Drittel der Waisenrente nicht übersteigen durfte.

Zufolge eines jüngsten Erlasses genehmigte der Reichsarbeitsminister im Einvernehmen mit dem Herrn Reichsminister der Finanzen, daß die Waisenbeihilfe bei Waisen von Pflegezulageempfängern bis zum vollen Betrage der Waisenrente erhöht werden

kann. Des weiteren kann hinfert bei Waisen, welche die bis zum vollen Betrage der Waisenrente erhöhte Waisenbeihilfe erhalten, gegebenenfalls auch die Zusatzrente bis zum vollen, für eine rentenberechtigten vaterlose oder elternlose Waise vorgesehenen Betrage erhöht werden.

Artikelangabe

Betriebsstatistik und Selbstkosten in Walzwerken (Stahl und Eisen, Düsseldorf, Heft 29). Ausichten der Eisenkonjunktur (Berliner Börsenkurrier, Nr. 279). Die Wandlungen des Rohstahlpaktes (Tägliche Rundschau, Berlin, 29/2/23). Mechanik und Optik in der Betriebsrationalisierung (Technische Welt, Berliner Tageblatt, Nr. 26). Die Dividenden von 1926 (Frankfurter Ztg., Nr. 401).

eignen, so hatte er häufig Gelegenheit, die schöne Ergebung und Seelenstärke zu bemerken, welche so viele Leute bei ihren schmerzlichen Prüfungen und Verlusten bewiesen.

Hatte Cowherby zum Beispiel das Begräbnis einer reichen alten Dame oder eines reichen alten Herrn zu besorgen, der von einer großen Anzahl von Nichten und Nichten umgeben war, welche sich während seiner Krankheit vollkommen untröstlich gezeigt und ihren Schmerz nicht einmal vor den Augen des großen und größten Publikums hatten bemeistern können, so blieb es selten aus, daß sie unter sich so heiter waren als man es nur wünschen konnte, und so froh und zufrieden miteinander redeten oder auch lachten, als wenn sie ganz und gar keine Trübsal erlebt hätten. Ehemänner ertrugen den Verlust ihrer Frauen mit der heldenmütigsten Ruhe, und Ehefrauen legte die Trauerkleider um ihre Männer auf eine Weise an, als wenn sie dadurch nicht etwa Schmerz andeuten, sondern so ziehend als möglich erscheinen wollten. Viele Damen und Herren, welche bei der Beerdigung der Verzweiflung nahe zu sein schienen, beruhigten sich schon auf dem Heimwege und waren vollkommen gefaßt, bevor die Leerdube vorüber war. Dieses alles war sehr angenehm und lehrreich anzuschauen, und Oliver sah es mit großer Bewunderung.

Daß das Beispiel so vieler Leidtragenden ihn zur Ergebung und Geduld gestimmt hätte, kann ich mit Bestimmtheit nicht behaupten, sondern vermag nur so viel zu sagen, daß er wochenlang mit Sanftmut die Tyrannei und üble Behandlung ertrug, die er von seinen Nichten erfuhr, der er so erbitterter gegen ihn wurde, weil sein Neid gegen ihn erregt worden war. Charlotte mißhandelte ihn, weil es Noah tat, und Mrs. Cowherby war seine erklärte Feindin, weil ihr Gatte sich ihm ziemlich freundlich erwies. Und so befand sich denn Oliver bei diesen Feindschaften und fortwährender Leidenbegleitungslast nicht ganz so behaglich wie das hangelige Ferkel, das aus Versehen in die Kornkammer einer Brauerei eingeschlossen war.

Es muß aber jetzt ein an sich unbedeutender Vorfall erzählt werden, der jedoch eine bedeutende Veränderung mit Oliver selbst wie mit seinen

Lebensschicksalen zur Folge hatte.

Sein Peiniger trieb seine gewöhnlichen Neckereien weiter als gewöhnlich und hatte es offenbar darauf angelegt, ihn außer Fassung und zum Weinen zu bringen, was ihm jedoch nicht gelingen wollte. Endlich sagte Noah scherzend, er werde nicht verfehlen zuzuschauen, wenn Oliver gehängt würde, und fügte hinzu: „Was wird aber deine Mutter dazu sagen — und wie geht's ihr denn?“

„Sie ist tot“, entgegnete Oliver; „untersteh' dich aber nicht, mir etwas Schlechtes über sie zu sagen.“

Oliver wurde feuerrot, als er das sagte; er atmete rasch, um Mund und Nase zuckte es ihm eigentümlich, und Clappole hielt dies für ein untrügliches Anzeichen, daß Oliver bald heftig weinen werde.

„Woran starb sie denn, Armenhäusler?“ fragte er.

„An Kummer und Herzleid, wie mir eine unserer alten Wärterinnen gesagt hat“, erwiderte Oliver, mehr, wie wenn er mit sich selbst redete, als Noahs Frage beantwortend. „Ich glaube, daß ich's weiß, was es heißt, daran zu sterben!“

Ueber seine Wange rollte eine Träne hinab, Noah piffte eine muntere Weise und sagte darauf: „Was hast du denn zu plärren — um deine Mutter?“

„Daß du mir kein Wort mehr von ihr sagst — sonst nimm dich in acht!“ rief Oliver.

„Ich soll mich in acht nehmen — ich — mich in acht nehmen vor einem solchen unverschämten Luntichtgut? Und von wem soll ich kein Wort mehr sagen? Von deiner Mutter? Die mag auch die rechte gewesen sein — ha, ha, ha!“

Oliver verbiß seine Pein und schwieg. Noah nahm den Ton spöttischen Mitleids an.

„Nun, nun, sei nur ruhig; 's ist nichts mehr dran zu ändern, und ich bedaure dich, wie's alle tun. Indes ist das wahr, ich weiß es, deine Mutter taugte nichts; sie ist eine ganz verworfene Person gewesen.“

„Was sagst du?“ rief Oliver rasch aufblickend. Fortsetzung folgt.

Der Hammer

Jugendchrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 16

Duisburg, 30. Juli 1927

8. Jahrgang

Mensch und Arbeit

Dr. Herbert Jagow.

Im Handwerk verband und verbindet noch heute die Lehre den Menschen mit seiner Arbeit; der Lehrling, besonders in der Vergangenheit, genoss nicht nur Erziehung und Schulung zur Arbeit, sondern auch eine Art allgemeiner familiärer Erziehung. Die Industrie kannte lange keine Lehrjahre; weitgehend wurden die Menschen nur „angelernt“. Brachten dazu die Akkordarbeit und andere Arbeitsmethoden höchstes Herausheben der Leistung aus dem einzelnen Menschen, so kam in der jüngsten Zeit, zum Teil nach amerikanischem Vorbild, die unabwendbare Rationalisierung nicht nur der Arbeit, sondern zugleich des ganzen Menschen hinzu; das Verhältnis des Menschen zur Arbeit mußte schwerste seelische Not werden. Man spricht mit Recht von der Seelenlosigkeit der modernen Arbeit.

Je weniger die Fabrik ihren Nachwuchs aus dem Handwerk entnehmen kann, um so mehr kommt sie zur Ausbildung einer besonderen Fabriklehre, die erheblich rationaler sein muß als die Handwerkslehre, vor allem stärker eingestellt auf die Verrichtung, die der Arbeiter in der Fabrik übernehmen soll.

Es ist interessant, daß das amerikanische Taylorsystem dieser Fabriklehre widerspricht. Taylor will grundsätzliche Veränderung der Erziehung zur Fabrikarbeit nach zwei Richtungen schaffen: für den Menschen proklamiert er den Grundsatz der unbedingten Auslese für einen ganz bestimmten Platz des Berufslebens, woraus sich in Deutschland die Psychotechnik entwickelt hat; und die Arbeitsleistung wird bei ihm so stark in kleinste Bestandteile zerlegt, daß sie von jeder selbständigen geistigen Ueberlegung abgelöst, die Arbeitszeiten (Ausführungszeiten) genau berechnet und kontrolliert sind. Im Taylorsystem liegt eigentlich nur Anlernung vor; der Mensch wird nur auf etwas geprüft, was er seiner Anlage nach schon kann, für dessen baldmöglichste rationelle Ausführung ihm nur die nötigen Anweisungen gegeben werden. Ganz übersehen wird pädagogisch, daß unendlich viele wertvolle Menschen, denen es gegeben ist, erst nach Ueberwindung persönlicher Widerstände der geistigen und körperlichen Anlage das Erziehungsziel zu erreichen, hier von vornherein ausscheiden. Gerade in der Ueberwindung von Widerständen in der Anlage vorhandener Schwächen liegt aber der Kern der Erziehung. Und wenn man „den arbeitenden Menschen so vollständig wie möglich von jedem geistigen Ueberlegungsprozeß in bezug auf seine Verrichtung“ trennt, ist eben die Seelenlosigkeit der Arbeit bis zum äußersten verschärft.

Endlich beginnt man auch Fords System in Deutschland stärker zu kritisieren. Die geniale Ausgestaltung der „Fließarbeit“, d. h. das dauernde Heranschaffen des Materials an den Arbeiter auf gleitenden Bandbahnen, hohe Löhne, Kleinauto und kurze Arbeitszeit können nicht darüber hinwegtäuschen, daß die an Nerven und Muskeln der Arbeiter gestellten Anforderungen dem Herzen und Gehirn auch nicht die geringste Bewegungsfreiheit mehr gestatten. Das Ford-System erinnert an das alte Märchen vom Teufel, der dem Bauer sagt: „Ich gebe dir einen

Lopf voll Gold — verkaufe mir deine Seele!“ Fünf, vielleicht zehn Jahre Arbeit nach der Stoppuhr genügen, um aus einem arbeitsfähigen Menschen ein unfähiges Brack zu machen. Solange er noch arbeiten kann, ist für den Arbeiter die Arbeit aus dem Zusammenhang der Persönlichkeit gelöst, entseelt und entfittlicht. „Alles, was seelisch, sittlich, menschlich ist, liegt auf der anderen Hälfte des Lebens, außerhalb der Arbeit“ (Hellpach). Und neuere Nachrichten aus Amerika berichten schon von dem wirtschaftlichen Rückgang der Fordwerke trotz dieses Systems, das von der hochwertigen Arbeiterschaft (Deutschen, Engländern) seit langem genossen wird. Ueberall, wo dieses System nicht durch die anglo-amerikanische Frömmigkeit, die auf unendlich verschiedenen Wegen ins Volk einströmt, eine gewisse Gegenwirkung fände, wäre es vollends unerträglich. Entseelte Menschen werden in den 16 Stunden täglich, in denen sie Mensch sein dürfen, vielleicht Sport treiben, schlafen, nicht aber sich wieder zu wirklichem Menschentum zurückfinden; sie würden weiter nach der erträumten „neuen Wirtschaftsordnung“ seufzen. Besonders auch die christliche Gewerkschaftsbewegung wehrt sich gegen reine Rationalisierung und Atomisierung, weil sie gewöhnt ist, sittliche Maßstäbe an die Arbeitsleistung zu legen.

Wiederdurchseelung des Arbeitsprozesses ist nicht Romantik, die versucht, das zu beleben, was man sich als die Arbeitsfreude des mittelalterlichen Handwerkers etwa vorstellt. Es hat immer nur wenige, selbst unter den geistig arbeitenden Menschen gegeben, denen es vergönnt war, ihre Arbeit mit Lust, mit Glücksgefühl zu tun. Arbeit ist mit Mühe und Anstrengung verbunden. Es handelt sich vielmehr darum, die Arbeit mit dem ganzen Menschen wieder sinnvoll zu verknüpfen. Der Mensch soll eigenbewusste Persönlichkeit bleiben. Daß er nur etwas ganz

Kleines im Arbeitsprozeß herstellt, ein Gewinde oder einen Stift macht es nicht, aber daß er seit der Einführung der Serienanordnung in der Fabrikorganisation und der Abtrennung der einzelnen Fabrikabteilungen, deren Maschinen jede nur kleinste Teile bearbeiten, nichts mehr weiß von dem Ganzen, für das er Bruchstücke schafft, ist der Punkt, an dem die Arbeitsreform ansetzt.

Durch „Mitbeteiligung der arbeitenden Menschen an der Produktion“ (Art. 165 der Reichsverfassung) allein ist es nicht getan.

Auf das Ganze gesehen ist Einblick des Arbeiters in den Produktionsprozeß nur zu gewinnen, wenn der Arbeiter vor Antritt seines Berufes erzogen wird. Dazu dient die in einer Anzahl von Industrien, besonders der Metallindustrie, schon verwirklichte Fabriklehre und das Fachschulwesen, die gerade an der Gruppenanordnung im Produktionsprozeß ihr Anschauungsmaterial findet. Die Fachschule ist besser und deutscher als Taylor-System und Fordismus. Sie soll „Hand in Hand mit der Lehre Unterstützung der Praxis und des praktischen Könnens und Schulens leisten, also auch Rationalisierung alles Könnens, denn es gibt in unserer Zeit kein

Arbeit

Fäuste fassen an Hebel und Räder,
Stimmengewirr über Schienengeäder,
Mensch und Maschine sind ein Gesicht,
eine Stimme, die also spricht:
Waterland, sie warfen dich nieder,
zerschlügen dein Herz, zermürbten die Glieder,
kein Volk ward stärker geknechtet als deins.
Wir aber, wir in Hütten und Hallen,
Beim Sägesurren und Hammerfallen,
in Werken, Werkten, Schächten und Stollen,
beim Kohlenkampf und Karrenrollen,
kannnen nur eins, denken nur eins:
Und wärst du nichts als Sorge und Not,
wir schaffen Sonne, erzeugen Brot,
neue Lieder wollen wir singen,
wir haben dir neue Schwingen —
Waterland.

Johannes Heinrich Braach.

Moses irrationales Können mehr" (Hellpach). Ueber dieses rationale Unterrichten soll der einzelne aber auch „die Freiheit des Beherrschens“ wieder gewinnen; es wird damit auch den 14- und 15jährigen geholfen werden, bei denen die Psychotechnik nach Taylorschem Muster nie feststellen konnte, für welche ganz spezielle Tätigkeit sie geeignet sind.

Diese Schulung würde aber dann immer noch nicht den ganzen Menschen als sittliche Persönlichkeit umfassen, wenn sie das Fachkönnen nicht noch ergänzte. „Praxis und Theorie machen noch nicht das Leben.“ So wurde zuerst in Baden in die Lehrpläne der badischen Gewerbe- und Handelsschulen die Bestimmung aufgenommen, daß von der Gesamtstundenzahl des Fachschulwesens ein Drittel den sogenannten allgemeinen, Menschengeförmung und Persönlichkeit bildenden Fächern zugewendet werden müsse. Gedacht ist dabei an die Pflege der deutschen Muttersprache, an die Pflege der Staatsgeförmung in der Geschichte und Staats- bzw. Bürgerkunde und Religionsunterricht. Trotz des Widerstandes der Praxis konnten diese wahrhaft weitförmigen Gedanken durchgeförm werden. Ueber die Grundzüge besonders des Religionsunterrichtes wird in anderem Zusammenhange später zu sprechen sein. Die Forderung nach ihm wird gestellt auch von allen auf evangelischer Seite arbeitenden kirchlich-sozialen Organisationen; sie ist von der Sozialen Geschäftsstelle für das Ev. Deutschland wiederholt ausgesprochen worden, ebenso z. B. von den Evangelischen Eltern- und Volksbünden.

Von äußeren Formen und Lebensart

Du bist kein Kind mehr, das zu leben hatte, wie die Erwachsenen es forderten. Bei dir selbst liegt es nun, dich weiter zu bringen, aus dir selbst etwas zu machen. Und das will doch jeder junge Mensch. Du fängst an bei deiner Arbeit, bei deiner theoretischen und praktischen Weiterbildung. Aber das genügt nicht. Auch dein äußeres Mensch: deine tägliche Erscheinung, mußt du bilden: die Art, wie du dich anziehst wie du sprichst, wie du sitzt und gehst und steht, sei es zu Hause oder bei deinen Kameraden, bei deiner täglichen Arbeit oder bei deinen Vorgesetzten. Sage nicht: „Ach, das sind doch so kleine Dinge.“ Jeder junge Mensch denkt: „Ich will durch mein Wesen wirken, die äußere Erscheinung ist doch nur Nebensache!“ Er vergißt aber, daß eben diese äußere Erscheinung das ist, was jeder andere zunächst an ihm bemerkt, wonach er ihn einschätzt und beurteilt. Warum willst du also nicht Kleinigkeiten annehmen in deinem äußeren Gebahren, deren Beachtung deinen eigentlichen Menschen gar nicht berührt, ihm nur die gute Form und Erscheinung verleihen, die ihm zukommt? Kleine Ratschläge darum denen, die lernen möchten. Für heute etwas über das Kavittel:

Bei Tisch.

Sitze nicht bei Tisch, wie es manche tun, denen der Unterarm auf der Tischplatte angewachsen zu sein scheint. Es ist unschön und unbequem; denn Rücken und Kopf müssen sich weit nach unten beugen, um die Bissen in den Mund gelangen zu lassen. Strecke auch nicht die Beine so weit nach vorn, daß sie den Gegenüberliegenden stören: du selbst würdest es ja nicht lieben. Halte die Ellbogen beim Essen möglichst am Körper, auf keinen Fall so weit von dir ab, daß sie dem Nachbar sanfte Stöße geben.

Gebrauche auch zu Hause stets Messer und Gabel, um dich zu üben; du wirst sonst dann steif und unbeholfen erscheinen, wo du es nicht sein möchtest. Greife nicht mit dem benutzten Messer in das Salzfaßchen, auch nicht mit deinem Löffelchen in die Zuckerdose. Bekommst du in einer Gesellschaft, etwa bei deinem Vorgesetzten, etwas zu essen, was du nicht kennst, so warte ein wenig mit dem Essen, bis andere anfangen und du gesehen hast, wie sie es machen. Ueberhaupt ist die Beobachtung anderer der beste Lehrmeister; du wirst bald selbst erkennen, was du nachmachen mußt und was dir mißfällt. So wirst du nicht mögen, daß dein Nachbar laut schlürft und schmaßt oder mit vollem Munde spricht. Achte darum genau auf dich, auch zu Hause, sonst fällst du in einem unbewachten Augenblick doch in schlechte Angewohnheiten zurück, wie jener Pastor, der bei einem Hochzeitessen gedankenlos den Tropfen am Saftkännchen ableckte, „als ob er zu Hause wäre“. Sei aber nicht steif und unnatürlich; gib dich heiter und zwanglos wie einer, der Form und Lebensart besitzt.
M. R.

Jugendheimlotterie der christlichen Gewerkschaften

Die Erkenntnis, daß eine ausreichende Freizeit für unsere arbeitende Jugend zur Heranbildung vollwertiger und arbeitsfreudiger Menschen ein unabdingbares Erfordernis ist, wächst erfreulicherweise von Tag zu Tag. Diese Freizeit soll die Jugend zu ihrer körperlichen und geistigen Ertüchtigung nutzen. Dazu sind Jugendheime notwendig. Es sind bereits welche vorhanden. Aber deren Zahl genügt bei weitem nicht. Darum hat der Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften die Absicht, in allen Teilen unsere Vaterlandes solche Jugendheime zu errichten, die gleichzeitig auch als Herberge für die wandernde werktätige Jugend dienen sollen. Um dieses erste Mittel für diesen Zweck flüssig zu machen, veranstaltet er augenblicklich eine behördlich genehmigte Mitgliederlotterie, auf die wir die Mitglieder der christlichen Gewerkschaften aufmerksam machen.

Ein Teil unserer Sekretariate und Ortsgruppen ist sehr rege im Vertrieb der Lose. Es stehen aber immer noch sehr viele abseits, die den hohen Zweck und die große Bedeutung der Lotterie für die Erfassung und Durchschulung unserer Jugend noch nicht begriffen haben. Und doch kommt es auf jeden einzelnen an. Wenn alle mit anpacken, ist der Absatz der Lose gesichert. Wer untätig beiseite steht, macht sich mitschuldig, wenn der Lotterie nicht ein voller Erfolg beschieden sein sollte. Bestellt noch heute die notwendige Anzahl Lose bei der Zentrale unseres Verbandes in Duisburg, Stapeltor 17.

Auch die, welche ihre Lose bereits abgesetzt haben, mögen umgehend neue Lose anfordern. Ihr habt niemals Arbeit und Opfer gescheut, wenn es galt, einer guten Sache zu dienen. Wir vertrauen auch diesmal auf euch. Es darf in Kürze kein Mitglied der christlichen Gewerkschaften mehr geben, das nicht im Besitze wenigstens eines Jugendheimloses ist.

Darum kauft und verkauft Jugendheimlose!

Von diesem und jenem

Jugendkonferenz des 2. Bezirks.

Am Sonntag, dem 12. Juni, versammelten sich im Franz-Hise-Saal in Köln die Vorsitzenden und Mitarbeiter der Jugendgruppen des Christlichen Metallarbeiterverbandes im 2. Bezirk.

Bezirksleiter Schümm er eröffnet die Tagung und begrüßt die über hundert Abgesandten aus dem fast das ganze Rheinland umfassenden 2. Bezirk. Alsdann berichtete er über die wirtschaftliche und gewerkschaftliche Lage des Bezirks sowie über seine Jugendbewegung. Er gibt eine Uebersicht von den lokalen Arbeitsverhältnissen nebst Zahlenangabe der beschäftigten Metallarbeiter in den einzelnen Orten und Spezialindustrien.

Nun spricht Kollege Proddahl über die praktische Jugendarbeit in den Ortsverwaltungen und Sektionen.

Die Aussprache war recht lebhaft und sachlich. Baurh (Düren) spricht mahnend über das Verhältnis der jungen und alten Arbeiter im Betriebe. Uhr (Velbert) stellt in richtiger Erkenntnis die Frage heraus: Wie machen wir es, daß wir ordentliche und kräftige Jugendführer bekommen? Montfort (Düsseldorf) beleuchtet die Frage „Betriebsräte und Jugend“. Graurath (Schweizer) spricht markant aus: „Wir wollen zu den Alten stehen. Wir stehen und fallen mit ihnen.“ Er fordert mehr grundsätzliche Schulung als bisher und wünscht das Herausarbeiten der kulturellen Unterschiede zwischen uns und den Gegnern. Birckmann (Velbert) rügt, daß vielfach die Lehrlinge nach der Lehrzeit entlassen werden. Pöh (Wirselen) widmet der Hausagitation ein kräftiges Wort. 21 Neuaufnahmen wurden in den letzten Wochen von den wackeren Mitarbeitern in der Gruppe gemacht. Leblanc (Aachen) nimmt zur Organisation der Jugendgruppe Stellung. Er sagt: „Das Gelingen und Fortbestehen der Jugendgruppe hängt von den Mitarbeitern ab. Mehrere müssen zusammenstehen, ein festes Ziel haben und gemeinsam tätig sein, es zu erreichen.“ Redner beront den Willen der christlichen Metallarbeiterjugend zur Waffenbrüderlichkeit und Gemeinschaftsarbeit mit den konfessionellen Vereinen. Es sprechen dann noch Feliags (Düsseldorf), Duisberg (Solingen) u. a. Die Aussprache befaßte sich besonders mit dem Arbeitszeitnotgesetz. Die Angriffe der sozialistischen Kreise gegen die christ-

lichen Führer wurden entschieden zurückgewiesen. Warum verhinderten nicht die Sozialisten das Zustandekommen des Gesetzes, sondern glänzten bei der entscheidenden Abstimmung durch Abwesenheit? Bei sachlicher Betrachtung der gezeigten Arbeit und erzielten Erfolge finden wir, daß wir unser ganzes Vertrauen in unsere Führer setzen dürfen.

Danach hielt der zweite Verbandsvorsitzende, Kollege Schmitz, den Schlussvortrag. Die Tagung nähert sich dem Ende. Kollege Schümm er dankt allen Teilnehmern und besonders den Vortragenden und Diskussionsrednern. Er faßt die Darlegungen zusammen und zieht Nutzenwendungen für die praktische Arbeit. Diese Tätigkeit in den Ortsverwaltungen und Sektionen müsse selbständig geschehen. Die Konferenz müsse den Willen stärken für den Verband unter der nichtorganisierten Jugend zu werben.

Mit dem Wunsche, in den christlichen Grundsätzen fest zu bleiben und mit einem dreifachen Hoch auf den Christlichen Metallarbeiterverband wurde die erhebende Tagung geschlossen. H.

Schweiler. Die Anforderungen des modernen Lebens mit seiner an gestrengten Arbeit, seinem Hasten und Vorwärtsdrängen, mit der rücksichtslosen Ausnutzung der menschlichen Kräfte haben es mit sich gebracht, daß mehr denn je das Bedürfnis nach Ruhe und Erholung sich geltend macht. Wer wollte das leugnen? Schwere Jahre liegen hinter uns. Krieg und Nachkriegszeit haben an Körper- und Nervenkraft stark gezebt. Die wirtschaftliche Not, die die Gegenwart kennzeichnet, fordert auch fernerhin von jedem Menschen und besonders von der Jugend starke Anspannung aller Geistes- und Körperkräfte, damit er den harten Kampf um das Dasein bestehen kann. Niemand wird den Kampf bestehen, wenn er nicht ab und zu eine Ruhepause eintreten läßt. Wo finden wir denn die Ruhepause für den Gegenwartsmenschen? Nicht im Dunst und Qualm der Großstadt, nicht in dumpfen Kinos und rauchgeschwängerten Vergnügungststätten. Immer lauter erklingt der Ruf für die deutsche Jugend: Zurück zur Natur, hinaus in Wald und Feld, über Berg und Tal, wo in frischer und reiner Luft Leib und Seele erfrischt werden.

So wanderte unsere Jugendgruppe zum Ahrtal, hinaus in Gebirgstäler, auf einsame Bergeshöhen, um wenigstens einige Zeit in würziger

reiner Luft sich vom Staub und Einerlei des Alltages zu befreien. Am Samstag, dem 2. Juli, fuhren wir von unserer Heimat fort mit dem Dampfrosse bis Münstereifel. Des Abends fanden wir freundliche Aufnahme in der Jugendherberge. Am Sonntagmorgen zogen wir nach dem Besuch des Gottesdienstes mit Sang und Klang durch Wiesen und Wälder, über Berge und durch Täler. Unser Ziel am ersten Tage war Uhrweiler. Gegen Mittag erreichten wir den Kreuzberg und Altenahr.

Unsere Wanderung ging an Burgen, Schlössern, Weinbergen und an Felsenriesen vorbei. Unvergleichlich schön sind die Blicke bei Rech, Dernau, Bunte Kuh, Walporzheim, Manschoß, Altenahr und Kreuzberg. Gegen 6 Uhr abends erreichten wir Uhrweiler. In der Jugendherberge in Uhrweiler nahmen wir Nachtquartier. Von Uhrweiler zogen wir weiter und erreichten gegen 3 Uhr Sinzig. Das schöne Urtal lag hinter uns. In der Uhr bei Sinzig wurde noch ein frisches Bad genommen. Wir wanderten weiter bis zum Rhein. Hier ließen wir uns mit einer Fähre übersetzen nach Linz am Rhein. Auch hier fanden wir des Abends freundliche Aufnahme in der Jugendherberge. Am Dienstagmorgen um 10 Uhr fuhren wir mit dem Rheindampfer von Linz bis Homfel. Das Siebengebirge lag vor uns. Im gleichen Schritt und Tritt zogen wir weiter und erreichten gegen 12 Uhr den Drachensfels, wo wir eine schöne Aussicht hatten vom Rhein und seiner Umgebung. Vom Drachensfels zogen wir weiter bis Dollendorf und ließen uns von dort übersetzen bis Godesberg. Auch hier wurde die Stadt und ihre Umgebung besichtigt. Von Godesberg fuhren wir weiter mit dem Rheindampfer bis Bonn. Um 7 Uhr erreichten wir in Bonn das Dampfrosse und fuhren mit Volldampf der Heimat entgegen. Keiner von uns wird diese Wanderung vergessen. Wie unser Wimpel in den deutschen Auen werbend wirkte, wollen wir unsere ganze Kraft einsetzen, bis auch der letzte Jugendliche dem Christlichen Metallarbeiterverband Deutschlands gehört. Möge diese Wanderung zu einem weiteren Wachsen und Blühen der Jugendbewegung im Christlichen Metallarbeiterverband beitragen.

Wanderfahrt durch das Thüringer Land.

Neun Kollegen unseres Verbandes entschlossen sich, einige Tage auszuspannen und die Freizeit für eine Wanderfahrt zu benutzen. Am 19. 6., morgens 7.38 Uhr, fuhr der Zug in Richtung Kassel vom Dortmunder Hauptbahnhof ab. Nach ungefähr 7stündiger Fahrt stiegen wir in Kassel aus und verweilten den Aufenthalt, Schloß Wilhelmshöhe, die Sommerresidenz des ehemaligen Kaisers, mit den wunderschön eingerichteten Anlagen zu besichtigen. In einer guten halben Stunde waren wir die Treppen an den 280 Meter langen und 12 bis 13 Meter breiten Kaskaden bis zur 30 Meter hohen Spitzensäule hinaufgeklettert. Auf der Säule steht ein kupferner, 9,5 Meter hoher Herkules. Einen Höchstwert bot die Aussicht auf Kassel und der Anblick der fließenden Kaskaden. (Das ganze Bauwerk ist vom Gelde der von einem deutschen Fürsten aus Ausland als Soldaten verkauften deutschen Bauernjungen erbaut. Der Fürst bekam für die Dienstleistung eines Soldaten 50 Gulden und im Todesfalle noch 30 Gulden dazu. Als er nach einem Kriege eine bestimmte Summe bekam äußerte er: „Ich bedauere, daß nicht mehr von meinen Untertanen gefallen sind.“) Wir verließen sie bald und fuhren nach Jena. Hier kamen wir gegen 11 Uhr abends an. Nach einem guten Schlaf besichtigten wir die Stadt. Zu erwähnen ist Schillers Garten, das Rathaus mit dem sagenhaften Schnapphaus am Turm, der Botanische Garten, die Universität und das Zeugwerk. Aus der Stadt hinaus zogen wir über die umliegenden Berge nach Weimar. Diese Stadt ist die Geburtsstätte der Reichsvereinfassung. In Weimar hielten wir uns länger auf, besuchten Schloß Belvedere u. a. und nahmen an den Schillerbundfestspielen im Nationaltheater teil. Die Aufführung: Don Carlos, von Schiller gefiel gut. Das nächste Ziel war Friedrichroda, ein idyllisch schön gelegener Kurort des Thüringer Landes. In der Nähe ist Schloß Reinhardsbrunn, versehen mit einer Jugendherberge, wo wir übernachteten. Früh am morgen wurde der Inselberg bestiegen. Der Weg führte an grünumsäumten, lauberen Kurhäusern vorbei und durch Lannenwald. Wir erstiegen den romantischen Torstein, gingen durch das Fellentäl und gelangten nach 3 Stunden auf die Bergespitze. Der Berg, 916 Meter hoch, gewährt prächtige Ausblicke in das Land. Wir stiegen bergab zum Städtchen Ruhla. Bekannt ist die Sage vom Schmied und sein Ausspruch: „Landgraf werde hart, wie dieses Eisen.“ Nun wanderten wir nach Eisenach. Von der hohen Sonne erblickten wir ein wunderbares Bild, die Wart-

burg vom Sonnenlicht umflutet. Sie hat eine große Geschichte. Hier lebte und wirkte die hl. Elisabeth Landgräfin von Thüringen, die unter großen Opfern den Armen des Landes Wohlthaten erwies. Später wohnte hier Dr. M. Luther, der in der Lutherstube die Bibel übersezte. Nach der Besichtigung gelangten wir von der Wartburg hinab in die Stadt Eisenach. Wir besuchten hier das Kurhaus und das Burschenschaftsdenkmal. Alsdann fuhren wir mit der Bahn in unsern Heimatort zurück.

Wir danken allen, die uns diese Fahrt ermöglichten. Sie hat uns die Alltagsorgen vergessen lassen und zeigte uns ein Stück landschaftlicher Schönheit unseres Vaterlandes. Unser Streben soll dienen dem Ziele: Tüchtiger Staatsbürger zu werden und zu sein und dem christlichen Metallarbeiterverbände, der christlich nationalen Arbeiterbewegung unsere ganze Kraft zu widmen.

H. Reufels.

Dortmund. Hier wird emsig gearbeitet, um eine gute Jugendgruppe zustandezubringen. In der letzten Vorstandssitzung wurde beschlossen, die Einladungen zu den Jugendversammlungen durch den Vorstand und einige Mitarbeiter den Mitgliedern persönlich zuzustellen. Dieser Entschluß ist ein praktischer Erfolg in unserer Jugendarbeit, der gewiß einen besseren Versammlungsbefuch gewährleisten wird — Wir planen am Sonntag, dem 14. August, das Freilichtspiel „Böck von Berlichingen“ aufgeführt am Hohenstein bei Witten, zu besuchen. Zur Teilnahme sind unsere Mitglieder herzlich eingeladen. Zum Schluß wurde der Verkauf der Lotterielose vom Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften besprochen. Der Absatz der Lose (Stück 0.50 M) soll nachdrücklich gefördert werden.

W.

Menden i. W. Freitag, den 1. Juli, konnte die christliche Metallarbeiterjugend der Ortsgruppe Menden nach fast eineinhalb Jahren mal wieder den Kollegen Prodöhl in ihrer Mitte begrüßen. Um einem größeren Teil der jungen Kollegen die Möglichkeit zu geben, den interessanten Experimentalvortrag zu hören, hatte die Ortsverwaltung für Vendingen, Holzen und Fröndenberg je eine Versammlung vorgesehen.

Am Freitag, dem 1. Juli, fand in Vendingen die erste Versammlung um 5.30 Uhr statt, die von dem Kollegen Guiatkowsky eröffnet wurde. Er konnte neben dem Referenten, Kollegen Prodöhl, auch die Lehrer der Fortbildungsschule begrüßen, die mit ihren Schülern erschienen waren. Nachdem ein gemeinschaftliches Lied gesungen war, übergab der Vorsitzende dem Kollegen Prodöhl das Wort zu seinem Vortrag „Vom Magnet zum Motor“, der von der Versammlung mit großer Spannung verfolgt wurde. Nach dem Vortrag nahm Herr Rektor Böckler das Wort. Er legte den Jungen besonders nahe, wie notwendig die Ausbildung für den jungen Mann sei, um später einmal als tüchtige und würdige Männer eine Stelle im Volksleben einzunehmen, wie sie das Vaterland gebrauche. Redner wünschte zum Schluß, daß in nächster Zeit wieder ein Experimentalvortrag gehalten werden könnte, wofür er bei vorheriger Bekanntgabe einen noch größeren Besuch versprach. Ein junger Kollege von Menden betonte die Notwendigkeit der Zugehörigkeit zur christlichen Gewerkschaft und forderte die Jungen auf, sich dem Christlichen Metallarbeiterverband bzw. den christlichen Gewerkschaften anzuschließen. Besonders empfohlen wurde noch, sich in den nächsten Wochen der Bausteinlose zu erinnern. Um 7 Uhr schloß der Vorsitzende die schöne Versammlung.

Samstag, den 2. Juli, war die zweite Versammlung in Holzen, die von dem Kollegen Wehelaus um 8.15 Uhr eröffnet wurde. Infolge der vorgerückten Zeit erteilte der Vorsitzende nach einer kurzen Begrüßung dem Kollegen Prodöhl das Wort zu seinem Experimentalvortrag, der von der Versammlung mit großem Interesse entgegengenommen wurde. Kollege Prodöhl zeigte, daß der Christliche Metallarbeiterverband neben der sogenannten nüchternen Gewerkschaftsarbeit auch noch interessante unterhaltende Arbeit leistet, die der Ausbildung im Berufe dient. Bei dieser Gelegenheit wurde der Wunsch geäußert, daß der in Holzen zur Zeit gegründete Bildungszirkel wieder aufleben möchte und wieder regelmäßige Zusammenkünfte stattfinden. Ferner wolle man alles daransetzen, den von der Zentrale in Aussicht gestellten Wimpel zu verdienen durch S uaufnahme von Mitgliedern für den Christlichen Metallarbeiterverband.

Eine ähnliche Versammlung fand dann noch in Fröndenberg statt. Man hätte aber wünschen können, daß der Besuch besser gewesen wäre. Hoffentlich läßt die Fröndenberger Jugend eine solche Gelegenheit, sich weiter fortzubilden, das nächstemal sich nicht entgehen.

H. W.

Die Gereonskiste zu Köln

Zu Köln lebte einst ein scheußlicher Wucherer. Es gab dort fast niemand, der nicht schon von seinen Klauen gerupft worden wäre, und fast war der Frohsinn dieser sonst so heiteren Stadt erstorben. In Kisten und Säcken speicherte der Wucherer das Geld auf, wurde selbst aber immer magerer.

Er war aber — Berthold hieß er — ein Christ, und so stellten sich allmählich Gewissensbisse ein. Er schlief unruhig und hatte böse Träume. Bald stand er zitternd und schlotternd vor Gottes Richterstuhl, bald quälten ihn die elenden Gestalten seiner Opfer durch ihr Erscheinen, bald sah er sich als Gestorbener auf dem Wege in die Ewigkeit, und die schweren Geldkisten zogen ihn zum Abgrund der Hölle hinab.

Um endlich Ruhe zu haben, ließ er einen Priester kommen. Der versprach ihm auch Vergebung seiner Sünden, wenn er von seinem lasterhaften Wandel ablasse und das unrechte Gut zurücksetzte an die rechtmäßigen Besitzer. An letzteres aber dachte Berthold gar nicht, und auch neue Sünden mied er nur ein paar Wochen. Die Kasse läßt das Mausennicht, und der Geizhals gibt lieber seinen Hals als den Geiz.

Da traf den unverbesserlichen Sünder die Strafe des Himmels. Eines Tages kamen Kröten und Ottern in sein Haus und verfolgten ihn. In

seiner Angst nahm Berthold eine große Kiste, schnitt Luftlöcher hinein, füllte sie mit Speise und Trank, hängte sie an der Decke auf und kroch mittels einer Leiter hinein, die er dann umstieß.

Sein Schicksal erreichte ihn aber doch, denn als der Priester ihn eines Tages besuchen wollte, fand er das bloße, scheußliche Gerippe in der Kiste. Berthold sollte nun begraben werden. Aber siehe, als man den Glockenstrang zog, bewegte sich wohl die Glocke, aber der metallene Mund blieb stumm, die Kerzen auf dem Altare wurden angezündet, verlöschten aber immer wieder: und als man gerade den Sarg in das Grab senken wollte, schloß sich schon vorher von selbst die Gruft.

Da erkannten alle mit Schauern den Willen des Himmels. Das Gerippe wurde aus dem Sarge herausgenommen, wieder in seine Kiste gepackt und nun ohne Sang und Klang in einen Eumpf vor der St. Gereons-Kirche versenkt. Von dem Tage an verschwanden die Frösche und alles Lebende aus dem Eumpf, die seitdem „Gereonskiste“ heißt.

Später erbaute man auf diesem Platze, als er ausgetrocknet war, ein Stift für alte Jungfern, das nun seinerseits wieder „Gereonskiste“ genannt wurde. Seitdem sagt in Köln der Volksmund von älteren Mädchen, die unverheiratet geblieben sind, „sie sind in die Gereonskiste gekommen“.

Duisburg-Meiderich. Am Montag, dem 11. Juli, fand in Meiderich eine gutbesuchte Jugendversammlung der jungen Metallarbeiter statt. Kollege Schwind eröffnete dieselbe und richtete herzliche Worte der Begrüßung besonders auch an den Referenten Kollegen Mehr (Duisburg). Selbiger behandelte das Thema „Muß sich auch der junge Arbeiter schon organisieren?“ Er zeichnete die vielen Vorurteile, die heute noch in den Reihen der Eltern, Lehrer und Erzieher oft die Werbearbeit erschweren. Dann wies er aber nach, daß es meistens Unkenntnis unserer Jugendarbeit sei, die Veranlassung zu solchem Vorurteil gäbe. Nicht nur verlange die moderne Arbeitsmethode eine bessere Durchschulung der Industriearbeiterschaft, sondern auch seien die sittlichen Gefahren für unsere Jugend auf der Arbeitsstelle so groß, daß man wirklich Ursache habe, die christliche Gewerkschaftsbewegung zu fördern, anstatt mit Vorurteilen ihre Werbearbeit zu erschweren. Die christliche Gewerkschaftsbewegung ist sich bewußt, daß Jugendarbeit Erziehungsarbeit ist, und sie stellt es nicht an die Spitze ihrer Tätigkeit, den jungen Arbeiter gegen Meisterschaft und Unternehmer aufzuhezen, wie in einem Flugblatt behauptet wurde, sondern sie hat vor allen Dingen die Schulung des jungen Metallarbeiters in wirtschaftlichen Sachen im Auge. Ganz besonders vertrat er den Standpunkt, daß alle, denen das Wohl unserer Jugend am Herzen liegt, sich fester zusammenschließen sollen im Kampfe für die christliche Weltanschauung und gegen die Ausbeutung der Jugendlichen in vielen Betrieben. Es ist deswegen zu begrüßen, daß zwischen einigen konfessionellen Vereinen und den christlichen Gewerkschaften eine Vereinbarung zustande gekommen ist, die den Zweck hat, gemeinsam gegen die Schäden der Zeit anzukämpfen. Auch wies er auf die hohe Aufgabe hin, die unserer Jugend später als Betriebsratsmitglied zufällt. Vieles müsse die Arbeiterschaft noch lernen, wenn sie das aus dem Gesetz herausholen will, was das Gesetz bietet. Besonders in wirtschaftlichen Dingen sei noch vielmehr Schulung notwendig. Die Aussprache über das Gehörte gestaltete sich recht lebhaft, und die jungen Leute erkannten selbst, wie notwendig der Zusammenschluß auf der Arbeitsstelle ist. Beschwerde wurde geführt, daß auch auf der Arbeitsstelle nicht immer die alten Kollegen in ihren Redensarten das rechte Maß hielten und oft den jungen Leuten ein schlechtes Beispiel gäben. Zum Schlusse wurde noch beschlossen, bei der nächsten Hausagitation sich recht eifrig zu beteiligen und sich den Wimpel zu verdienen, den die Zentrale als Prämie für Neuaufnahmen ausgesetzt hat. Nach einem kurzen Schlußwort und dem Entschlusse, alles zu tun, um auch den letzten jungen Kollegen dem Christlichen Metallarbeiterverband zuzuführen, wurde die gut verlaufene Versammlung geschlossen. P. M.

Buchbesprechung

Der Religionsunterricht in der Fortbildungsschule, von Ludwig Wolfer, Verlag Herder u. Co., Freiburg i. Br. Broschürt 2,50 M. 110 S.

Unsere christliche Arbeiterjugend braucht religiöse Führung und Klarheit in vielen, besonders in der Reifezeit entstehenden Nöten. Auf der Arbeitsstätte muß sie schlechte Einflüsse überwinden lernen und sich persönliche Sicherheit und Festigkeit, sowie gesunde Grundsätze über Beruf und Arbeit im Lichte des Christentums erringen.

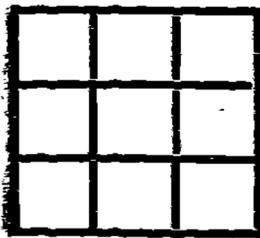
Das angegebene 1926 erschienene Buch behandelt in sieben Kapiteln Ziel und Sinn des Religionsunterrichts in den Berufs- und Fortbildungsschulen. Es schildert die seelische Verfassung der heranwachsenden, werktätigen Jugend, stellt die Notwendigkeit heraus, die Erziehung dieses jungen Geschlechts religiös zu fundieren und bietet Grundlagen, sowie Mittel und Wege für erfolgreiche Seelsorge.

Das Buch ist für Religionslehrer bestimmt. Es hat aber auch anderen in der Jugendpflege und Bewegung tätigen Erziehern etwas zu sagen.

Die christlichen Gewerkschaften sind mit den konfessionellen Eltern und Standes-Vereinigungen für die Einführung des Religionsunterrichtes als ordentliches Lehrfach. Er besteht bereits in Bayern, Baden und in mehreren rheinischen Großstädten. Zu den Gegnern des Religionsunterrichtes gehören die sogenannten religiös „neutralen“ Freien Gewerkschaften. Sie zeigen, wie schon so oft, auch diesmal wie religions- und christentumsfeindlich sie sind. Das wollen wir uns merken und unwerdrossen tätig sein, christliche Ideen zu verbreiten! P.

Gegen Grillen

Streichholzaufgabe



Man lege mit Streichhölzern nachstehende Figur.

1. Aufgabe: Von diesen neun Quadraten sollen 8 Hölzer fortgenommen werden, so daß nur noch 2 Quadrate bleiben.

2. Aufgabe: Von diesen neun Quadraten sollen 8 Hölzer fortgenommen werden, so daß noch 4 Quadrate bleiben.

Auflösung aus Nr. 15

Antwort.

Der Teich hat eine Tiefe von 15,75 Meter, der Stengel der Blume ist 16,25 Meter lang.

Briefkasten

Essener Jungmetallarbeiter. Für den freundlichen Gruß von der Jugendwanderung herzlichen Dank. Im schönen Nettetäl wird es euch sicherlich gefallen haben. — **Johann v. S., Dorsf.** Ich schicke Dir zu Pfingsten 2 Nummern von der Zeitschrift des deutschen Jugend-Herberg-Verbandes. Wende Dich wegen der Zeitschrift an das angegebene Sekre-

ariat. — **Ph. G. in Menden.** Du hast dir bei der Lösung der Aufgabe in Nr. 14 gute Nutzenwendungen gezogen, wenn du u. a. schreibst: Beim Hausbau ist der Kostenpunkt weit höher, wenn der Grundriß kein Quadrat, sondern ein Rechteck mit gleichem Rauminhalt ist. Handschlag und Gruß. — **L. P., Furtwangen.** Ich habe dem Schäfer alles ausgerichtet, er dankt Dir, reicht Dir die Hand und sagt: Er hat mit mein Kopfweh genommen. — **Jos. D., Düren-Lentersdorf.** Du willst am nächsten Abend statt der 300 Schafe noch 85 dazu unterbringen. Ich denke mir, Du wirst jetzt die Lattengitter zu einem Zweiundzwanziger aufstellen. Dies wäre die einzigste Möglichkeit. Solltest Du aber eine andere Lösung gefunden haben, so gib mir Nachricht. (Deine Rechnung aber scheint ein Loch zu haben.) Beachte die Antwort an Heiner. Gr., Essen. — **Jugendgruppe Hindenburg.** Vielen Dank für die beiden Kartengrüße aus Geseff. D. S. Wir haben hier alle vor Angst geschwitz, ob wohl der Wimpel noch rechtzeitig dort ankäme. Nun ist uns allen ein Stein vom Herzen gefallen. Ich erwidere alle die herzlichen Grüße und Wünsche, auch allen reichen Erfolg. — **Jugendgruppe Schweiler.** Für den hübschen Kartengruß von der Wanderung durch das Uhrtal herzlichen Dank. Hoffentlich habt ihr mit offenen Augen und Herzen das blühende, schöne Land mit seinen Bergen erwandert. — **Sophie W. in Seebromm.** Das hübsche Kärtchen und der schöne Dank machten mir Freude und weckte liebe Erinnerungen. Nur fleißig weiterstreben und Erfolg wird Dir winken. — **Jugendkursus Heimseifersdorf.** Die schöne Karte von Reichenbach erfreute mich. So ist es recht. Wer im Leben seinen Mann stellen will, muß in der Jugend viel lernen. — **Heiner. Kr. in Bochum.** Dein Besuchskartenrätsel „D. Weßlar, Herne“ soll hier stehen. Durch Umstellen der Buchstaben finden wir den Beruf „Walzendreher“. Freundlichen Gruß an alle Jungmänner dort. Das beigelegte Kärtchen enthält keine Angaben. Wer sind die beiden stolzen Eselreiter? Und woher sind die beiden Esel, die so merkwürdig „ruhig“ stehen? — **Theo Gr. in Neheim.** Die Antwort im Briefkasten wird Dich nun wohl befriedigt haben. Leider sind alle Berufe zur Zeit überfüllt. — **W. in Essen.** Eine Perpetuum mobile ist bis heute noch nicht erfunden. Deine Sache interessiert mich. Verkauften darfst Du die Zeichnung nicht. Schenke mir Vertrauen, schicke mir die Zeichnung zu, ich will diese dann einmal genau prüfen. Sollte es notwendig werden, so besuche ich Dich und wir besprechen dann alles Weitere und Notwendige. — **Heiner. Gr., Essen.** Beachte die Antwort von Jos. P. in Düren. Die Lattengitter lassen sich doch nicht zu einem Kreise stellen. Mit einer Schnur von 44 Meter Länge könnte ich allerdings einen Kreis ziehen. Der Umfang ist dann 44 Meter, der Durchmesser ist $44:3,14$ gleich rund 14 Meter. Der Radius ist 7 Meter. Dann ist der Quadratinhalt des Kreises 154 Quadratmeter. Auf diesem Raum lassen sich allerdings 385 Schafe unterbringen. Nun rechne aus, wieviel Schafe in einem Zweiundzwanziger unterzubringen sind.

Herzlichen Gruß

Meister H ä m m e r l e i n, Duisburg, Stapeltor 17.

Verantwortlich für den Hammer: J. Mehr.

Bekanntmachung

Sonntag, den 31. Juli, ist der 32. Wochenbeitrag fällig.

Inhaltsverzeichnis

Der Deutsche Metallarbeiter.

Hauptteil: Ketteler und die Forderungen an unsere Zeit, S. 481. Das Christentum und die Würde des Menschen, S. 482. Wien, staatspolitische Verantwortung und Arbeiterschaft, S. 483. Ein vergessener Berufsstand beim Achtstundentag, S. 484. Südwestdeutsche Bezirkstagungen unseres Christlichen Metallarbeiterverbandes, S. 485. Umschau: Allinger i. S. 486. Wie unorganisierte Monteure bestraft werden, S. 486. Genossenschaftstag des Reichsverbandes deutscher Konsumvereine, S. 486. Wichtige „gewerkschaftliche“ Arbeit, S. 486. Heze um jeden Preis, S. 487. Unterhaltung: Geschichten um Ketteler, S. 487. Aus den Betrieben: Betriebsobmann und Arbeitszeit, S. 487. Aus der Kettenindustrie, S. 488.

Arbeitsrecht und Sozialversicherung: Beruf und Werk, Gewerbe und Betrieb, S. 489. Josef Winkler, S. 489. Deutscher Krankenkassenkongress 1927, S. 490. Unterhaltung: Oliver Twist, S. 490. Gedicht: Arbeiterschicksal, S. 491. Waisenbeihilfe nach dem Reichsversorgungsgesetz, S. 492. Artikelangabe, S. 492.

Der Hammer: Mensch und Arbeit, S. 493. Gedicht: Arbeit, S. 493. Von äußeren Formen und Lebensart, S. 494. Jugendheimlotterie der christlichen Gewerkschaften, S. 494. Von diesem und jenem: Jugendkonferenz des 2. Bezirks, S. 494. Schweiler, S. 494. Wanderfahrt durch das Thüringer Land, S. 495. Dortmund, Menden i. W., S. 495. Die Gereonskiste zu Köln, S. 495. Duisburg-Meiderich, S. 496. Buchbesprechung, S. 496. Gegen Grillen: Streichholzaufgabe, Auflösung aus Nr. 15, S. 496. Briefkasten, S. 496. Bekanntmachung, S. 496.

Schriftleitung: Georg Wieber. Verlag: Franz Wieber, Duisburg. Druck: Vereinigte Verlags- und Druckerei-Gesellschaft m. b. H. (Echo vom Niederrhein u. G. Köllen), Duisburg.